



**Federica de Cesco**

## **Die Spur führt nach Stockholm**

**scanned by Dawn  
corrected by Yfffi**

Emi, eine junge Japanerin, und Tina sind gute Freundinnen. Beide arbeiten für Zeitung und Hörfunk. Von Emis Vorgesetztem erfahren sie von einer merkwürdigen Drogengeschichte, in die ein junger japanischer Student verwickelt sein soll. Es gelingt ihnen, mit Takeo Suzuki Kontakt aufzunehmen. Als sie ihn jedoch ein zweites Mal sprechen wollen, ist er verschwunden. Es gibt eine einzige Spur, und die führt nach Stockholm.

ISBN 3-423-07343-8

Aus dem Französischen von Olga Gloor

6. Auflage Oktober 1988: 41. bis 46. Tausend

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti

Umschlagbild: Edith Schindler

Federica de Cesco gehört zu den meistgelesenen Jugendbuchautorinnen. Sie stammt aus einer deutschitalienischen Familie und ist in der Nähe von Venedig geboren. Ihre Jugendjahre verbrachte sie in Ostafrika und Italien. Später lebte sie in Münster/Westfalen, in Brüssel und in der Nähe von Bern. Sie ist mit einem Japaner verheiratet.

Federica de Cesco hat vor allem Mädchenbücher geschrieben, den ersten großen Erfolg brachte ihr das Buch ›Der rote Seidenschal‹.

Von Federica de Cesco sind außerdem bei dtv junior lieferbar:

Das Geheimnis der goldenen Vögel, Band 7274

Ein Pferd für mich, Band 7276

Sterne über heißem Sand, Band 7277

Das Geheimnis der indischen Perle, Band 7279

Im Zeichen der roten Sonne, Band 7496

Im Zeichen des himmlischen Baren, Band 70052

Im Zeichen der blauen Flamme, Band 70081

## Inhalt

Inhalt .....	3
1. Kapitel.....	4
2. Kapitel.....	12
3. Kapitel.....	23
4. Kapitel.....	29
5. Kapitel.....	34
6. Kapitel.....	42
7. Kapitel.....	52
8. Kapitel.....	58
9. Kapitel.....	63
10. Kapitel.....	66
11. Kapitel.....	75
12. Kapitel.....	78
13. Kapitel.....	85
14. Kapitel.....	90
15. Kapitel.....	95
16. Kapitel.....	100
17. Kapitel.....	111
18. Kapitel.....	122
19. Kapitel.....	126
20. Kapitel.....	131
21. Kapitel.....	139
22. Kapitel.....	147
23. Kapitel.....	154
24. Kapitel.....	162
25. Kapitel.....	169
26. Kapitel.....	179

## 1. Kapitel

Schrilles Läuten tönte in die Morgenstille. Der Wecker auf dem Nachttisch rasselte wie ein Feuerwehrgewagen. Unsicher kam Tinas Hand aus den Bettlaken hervor. Ein Finger suchte tastend herum und stieß an den Wecker; der kippte um, fiel lärmend zu Boden und rasselte fröhlich weiter. Brummelnd beugte sich Tina über den Bettrand, hob das niederträchtige Ding auf und klopfte wütend darauf. Endlich Ruhe...

Mit einem Seufzer fiel Tina auf das Kissen zurück und strich sich die Haare aus dem Gesicht. Im Zimmer herrschte noch morgendliches Halbdunkel. Sonnenstrahlen blitzten durch die Ritzen der Stores. Vögel sangen. Es war Mai, und nach der Wettervorhersage sollte das Wetter schön und beständig bleiben.

Tina streckte sich und schloß wieder die Augen. Plötzlich aber fuhr sie auf. Zehn vor sieben! Um elf Uhr kam Emi in Genf an: keine Zeit zu verlieren! Sie sprang aus dem Bett, stellte den Transistor an, erwischte den Marktbericht und stellte mit einem Fluch wieder ab. Barfuß und im Pyjama stürzte sie aus dem Zimmer und zum Bad. Natürlich, es war besetzt.

»He, da drin!« schrie Tina und trommelte an die Tür.

»Hhhho...«, brummte jemand. Dann folgte eine Reihe unartikulierter Laute.

»Könntest du nicht anderswo gurgeln?« protestierte Tina.

»Wo soll ich denn sonst gurgeln?« tönte es zurück.

»Dauert es noch lange?«

Die Tür ging auf, und ein struppiger Kopf erschien. Der Blick war lebenswürdig ins Leere gerichtet. Ohne Brille war Beat kurzsichtig wie ein Maulwurf. Er trug eine Pyjamahose und ein rotes Tshirt mit Jimmy Hendrix ganz in Schwarz darauf.

»Unannehmlichkeiten?« erkundigte er sich freundlich.

»Die wirst du haben, wenn du nicht sofort herauskommst!«

Tina setzte den Fuß in die Türöffnung und drängte sich energisch hinein.

Das Badezimmer war voll Dampf und Papas Rasierapparat eingesteckt.

»Mußt du jetzt deine drei Härchen schaben?« bemerkte Tina.  
»Ich dachte, du wolltest dir den Bart wachsen lassen.«

»Der Versuch endete negativ«, erwiderte das Brüderchen,  
»das kratzt und macht einen nervös.«

Er setzte seine Brille wieder auf und glättete voller Hingabe seine blonden wirren Haare, die ihm allenthalben in den Nacken fielen.

»Los, hinaus!« protestierte Tina.

»Im Namen der Gleichberechtigung der Geschlechter beanspruche ich das Recht, mich in Frieden zu kämmen«, antwortete er gelassen. Tina schnüffelte angewidert.

»Noch dazu mit meinem Kamm! Jetzt wird er voll Schuppen sein.«

»Deine Beleidigungen können meinem ausgewogenen Innenleben nichts anhaben.« Mit zuckersüßer Grimasse legte Beat den Kamm wieder hin und verließ das Badezimmer, ›The Yellow Submarine‹ pfeifend.

Tina zog ihren Pyjama aus und duschte sich. Jetzt fühlte sie sich ganz frisch. Sie drückte den Rest der Zahnpaste aus der Tube. Während sie die Zähne bürstete, betrachtete sie sich verträumt und prüfend zugleich. Ein Pickel auf der Nase. Der Tag fing gut an! Tina seufzte, spülte den Mund und trank Wasser aus ihrem Zahnglas. Sie legte etwas Fond de teint auf ihre Wangen. Sie mochte sonst kein Makeup, vor allem nicht an warmen Tagen; aber heute mußte sie vorteilhaft aussehen. ›Sonst bin ich Emi gegenüber wie eine graue Larve. Sie sieht auf jeden Fall viel besser aus als ich!‹ dachte Tina resigniert.

Sie kämmte ihre glatten kastanienbraunen Haare, faßte sie im

Nacken zusammen und hielt sie mit einem Gummiband fest. (Sie hatte die Haare nicht gern im Gesicht, wenn sie am Steuer saß.) Schließlich sah sie gar nicht so übel aus: grüne, etwas schräg liegende Augen, lange Wimpern und hübsch gebräunte Wangen mit Sommersprossen. Die Gestalt passabel. Schlankheit hat Vorteile, und man kann futtern, was man will: Rahmkuchen und Schokolade kiloweise! Der Rücken etwas gebeugt. - Kalziummangel, würde Mama sagen. - Ellenbogen und Knie knochig. Das ist zwar nicht sexy, aber glücklicherweise kann man es verbergen.

Tina ging in ihr Zimmer zurück. Sie schlüpfte in eine gelbe Hemdbluse, eine braune Leinenhose und wählte dazu einen Gürtel mit großer Kupferschnalle. Schmuck konnte sie nicht leiden, außer dem kleinen, goldenen Herz an einem feinen Kettchen, das sie als Zehnjährige von ihrer Großmutter erhalten hatte und immer trug.

Kaffeeduft stieg aus dem Eßzimmer herauf. Tina sauste die Treppe hinunter, schlug einen Haken, um ihrem Bruder auszuweichen, der ernst einherschritt, in der einen Hand einen bebutterten Gipfel, in der andern das Trigonometriebuch. Allein und würdig, in seinem gestreiften Anzug und mit Krawatte saß Papa am Frühstückstisch. Tina schlang einen Arm um seine Schultern und gab ihm einen Kuß auf die Stirn.

»Tag, Papa! Gut geschlafen?«

»Jemand ließ seinen Platterspieler laufen bis ein Uhr früh«, seufzte Papa und strich Käse auf sein Brötchen.

»Das war diesmal nicht ich«, sagte Tina. »Ist Post da?«

»Wie soll ich das wissen?«

»Ich schaue nach.«

Sie sprang auf, lief zum Briefkasten in der Eingangshalle.

Mama kam aus der Küche und trug vorsichtig die heiße Kaffeekanne. Alexander, der honigfarbene Cocker, folgte ihr

schnüffelnd, seine langen belockten Ohren streiften dabei den Teppich.

»Wo ist Tina?« fragte Mama.

»Am Briefkasten.« Papa runzelte die Stirn. »Diese Familie ist ermüdend! Können deine Kinder nicht am Tisch sitzen zum Frühstück wie alle anderen Leute?«

»Temperamentssache.« Mama fing an zu lachen. »Du solltest deine Disziplin einführen.«

Mama war Französin, Papa Berner. Das ergab unerschöpflichen Stoff zu sauersüßen Neckereien zwischen ihnen.

»Zu spät«, sagte Papa. »Jetzt bin ich resigniert und bleibe stumm.«

Mama setzte sich. In ihrem blauen Morgenrock sah sie frisch und hübsch aus trotz der Lockenwickler. Sie goß Kaffee ein und bot Alexander, der ihr die Pantoffeln leckte, einen Zucker an.

»Ist der Briefträger gekommen?« fragte sie Tina, die wieder hereinstürmte.

»Ja. Ein Brief für mich vom Radio. Sonst der übliche Kram, Rechnungen vermutlich.« Sie reichte ihrem Vater ein Bündel Briefe. »Und der ›Tages-Anzeiger‹. Unterhaltung für dich im Büro!«

»Diese Kinder haben weder Respekt noch Anstand«, sagte Papa gleichmütig. »Bring mir den Brieföffner. Beat, hör auf, hin und her zu tigern. Du machst mich noch seekrank.«

»Bewegung regt Denktätigkeit an«, dozierte der Jüngste. Er setzte sein mageres Hinterteil auf den Stuhlrand und stürzte in großen Schlucken seinen Milchkaffee hinunter. Tina öffnete den Umschlag und überflog rasch den Brief. »Donnerwetter! Man bietet mir eine Stelle in der Abteilung Information an.«

»Bravo«, sagte Papa, und Beat pfiff voll Bewunderung durch die Zähne.

»Dann kannst du künftig sogar am Monatsende noch ins Kino!« Tina schoß ihm einen finsternen Blick zu.

»Wer sagt dir denn, daß ich akzeptiere? Nachrichten und Wettervorhersage lesen, das ist doch langweilig, bla bla bla, dreimal am Tag!«

»Das ist wahr«, bestätigte Mama. »Ich weiß nicht, ob das deinem Temperament entspricht.«

»Grauensvoll«, murmelte Tina. Sie wußte, wer sie empfohlen hatte und warum. Aber das war ihre Privatsache und ging niemanden etwas an.

Sie hatte nach dem Abitur Journalistikkurse an der Universität Freiburg besucht. Ein purer Zufall verschaffte ihr dann eine Halbzeitarbeit in der französischen Abteilung beim Kurzwellensender. Ihre beinahe perfekte Zweisprachigkeit - daheim sprach man sowohl französisch als auch deutsch, manchmal auch beides zusammen - war natürlich ein großer Trumpf. Mit ihren achtzehn Jahren war sie die Jüngste der Equipe. Ihre Aufgabe bestand darin, Schallplatten auszuwählen, durchreisende Persönlichkeiten zu interviewen und neu herausgekommene Filme oder Romane zu kommentieren. Sie beschäftigte sich auch mit der umfangreichen Hörerkorrespondenz; man sagte, ihre Antworten hätten Schwung und Witz.

»Dein Kaffee wird kalt«, sagte Mama, als sie Tina so in Gedanken versunken sah. Sie beugte sich zum Hund hinab und zog ihn an den Ohren.

»Beat, wenn du weiter so viel Konfitüre schleckst, haben deine Zähne bald so viele Löcher wie ein Greyerzer Käse.«

»Große Denker verbrennen zusätzliche Kalorien«, antwortete Beat. Lärmend stieß er seinen Stuhl zurück.

»Genau in zwanzig Minuten öffnen sich die Schleusen des Wissens, das sich dann über die Wüste unserer brachliegenden Gehirne ergießt.«



»Das heißt: die Schule beginnt«, übersetzte Tina, indem sie Salz auf ihr weiches Ei streute. »Deiner aufgeblasenen Redekunst fehlt es an Stil und Kürze, mein armer Kleiner.«

»Wenn du etwas zum Mittagessen willst, dann bring uns Beefsteaks mit«, sagte Mama. »Ich habe um elf Uhr eine Extraktion und keine Zeit, Besorgungen zu machen. Geld ist in der Küchenschublade.«

»Meine Gattin hat keinen Sinn für Hausfrauenpflichten«, kommentierte Papa, ohne die Nase von der Zeitung zu heben.

»Nein«, gab Mama zurück, »aber ich kann dir in zehn Minuten einen Schneidezahn plombieren, garantiert schmerzlos. Laß dir von Schwester Bertha einen Termin geben.«

Mama war Stomatologin, berühmt für ihre Zahnprothesen. Papa war Architekt. Er gab sich ganz ungezwungen, trotz seiner gepflegten Anzüge, seiner Westen und Pünktchen-Krawatten. Nie hatte er das Aussehen eines überlasteten Geschäftsmannes am Rande des Herzinfarkts, wie man es sonst bei seinesgleichen findet. Sehr beschäftigt, ohne aber diesen Eindruck zu erwecken: eine Leistung! Selbst Beat, der Protestler und Jünger Marcuses, fand seinen Alten »nicht übel«, was in seiner Sprache ein Kompliment war.

»Ich gehe auch«, sagte Tina. »Ich muß vor elf Uhr in Genf sein...«

»Hast du die Bettücher gewechselt im Gästezimmer?« fragte Mama. »Dieser Hippie, den Beat neulich mitbrachte, hat meiner Nase nach seit drei Monaten nicht mehr gebadet.«

»Der Begriff Unsauberkeit, dieser aus der Mode gekommene Überrest einer dekadenten Gesellschaft, ist abzuschaffen«, rief das Brüderchen von der Halle her. Er fuhr in seine Lederjacke, gab Alexander einen freundschaftlichen Klaps und verschwand, indem er dem empörten Cocker die Tür vor der Nase zuschlug.

»Ja, ich habe die Bettücher gewechselt, den Boden gesaugt und das Zimmer die ganze Nacht über gelüftet. Du kannst mir

glauben, es war verflucht nötig«, sagte Tina. »Ich habe sogar Blumen gekauft und Haselnußschokolade. Emis Lieblingssorte.«

»Gut, aber sei vorsichtig auf der Autobahn. Du hast deinen Führerschein erst seit zwei Monaten, vergiß das nicht.« (Überflüssige, aber unumgängliche Ermahnung.)

»Ja, ja.« Tina stand auf, ging um den Tisch herum, plazierte einen Kuß auf die Wange von Papa und Mama. - »Bis heute abend!«

Sie nahm ihre Handtasche, steckte den Brief hinein, suchte nach den Wagenschlüsseln und fand sie schließlich in Beats Jacke, die am Kleiderhaken hing. - Wer zum Teufel hatte sie dorthin getan?

»Alexander, hör doch auf zu kläffen!«

Der Cocker, dem jeder Massenaufbruch ein Greuel war, rieb sich winselnd an ihren Waden. Tina hielt ihm seinen Gummiknochen unter die Nase und warf ihn dann ans andere Ende der Halle. Alexander stürzte darauf zu mit schlenkernden Ohren. Tina benutzte den Moment, um schnell wegzulaufen.

Seit fünfzehn Jahren bewohnten ihre Eltern dieses Haus am Ende der Manuelstraße im Berner Elfenauquartier. Papa hatte das Haus von seinen Eltern geerbt, es war etwa fünfzig Jahre alt. Ein gedrungener Bau aus grauen Quadern, mit einer Menge Dachluken und einer bauchigen Loggia auf der Frontseite. »Abscheulicher Stil«, sagte Papa, »eine Mischung zwischen Rokoko und Kitsch.« Es stand sehr pompös mitten in einem gekünstelten, uneinheitlichen Garten. Keiner hatte Zeit, sich damit zu beschäftigen. Wild durcheinander wuchsen Johannisbeersträucher, Dahlien, Tomatensetzlinge und Zwergbirnbäume mit ungenießbaren, steinharten Früchten. Ein dichter verschlungener Efeu bedeckte einen Teil der Fassade. Er war voll Wespen, Mückenlarven und kleinen klebrigen Würmchen, die man dann auch im Bett oder in der Badewanne fand. Dieser Efeu war Mama ein Dorn im Auge. Jeden Herbst

verkündete sie energisch, sie werde ihn entfernen lassen, aber dann hatte sie anderes zu tun und vergaß ihn. Im Frühling war sie immer entzückt über die zartgrünen Triebe. Und wieder einmal rührte man nicht daran. Im Laufe der Jahre hatte sich der Efeu nach allen Richtungen ausgebreitet; kräftig und unzerstörbar, war er ein Teil des Hauses geworden wie die Ziegel und die Steine.

Tina stieg in ihren Volkswagen, der vor dem Gartentor stand. Die blaue glanzlose Karosserie war stellenweise verbeult wie ein abgenutzter Wasserkessel. Tina hatte den Wagen als Gelegenheit gekauft und fast nichts dafür bezahlt. Sie hatte ihn »Sidonie« getauft.

Sidonie stotterte beim Anfahren, rollte dann aber folgsam weiter zwischen den stillen, in der Sonne ganz goldbraunen Gärten der Elfenau. Tina umfuhr die Stadt mit ihrem Gedränge und ihren Einbahnstraßen. Sie steuerte direkt auf Murten zu.

Das war ein Morgen! Das Licht strahlte wie aus einem Kristall. Die Luft vibrierte bläulich, noch nicht vom Staub des Tages verdorben. Wenig Verkehr auf der Straße, nur einige Lastwagen. Tina saß am Steuer, überholte, wenn sie konnte, ohne es je zu erzwingen. Sie dachte an Emi.

Emi war eine junge Reporterin der ›Asahi‹, der größten Zeitung Japans. Die beiden jungen Mädchen hatten sich vor einigen Monaten unter seltsamen Umständen kennengelernt. Tina mußte jetzt noch lachen, wenn sie daran dachte. - Sie kam damals aus Paris zurück, wo sie eine Sendung über eine Buchausstellung in der Nationalbibliothek gemacht hatte. Auf der Rückfahrt nach Genf bemerkte sie im Flugzeug eine junge Japanerin, welche die bewundernde Aufmerksamkeit aller männlichen Passagiere der Boeing auf sich zog. (Es waren mindestens fünfzig!) Ein Pfirsichteint, schwarze lockige Haare. Mandelaugen, die durch ein grünes, ungewöhnlich irisierendes Makeup noch belebt wurden. Sie trug ein Ensemble aus hellem Wildleder, dazu eine Hemdbluse mit offenem Kragen.

»Reizend!« dachte Tina. »Ich bin direkt häßlich dagegen!«

Dieses Wunderwesen reiste indessen nicht allein. Eine sehr, sehr alte Dame, nicht größer und nicht dicker als ein zehnjähriges Kind, begleitete es. Ihr Gesicht, unter einer Wolke von weißen, widerspenstigen Haaren, war wie ein eingeschrumpfter Apfel und drückte vollkommene Zufriedenheit aus. Sie war mit einem grauen Kimono bekleidet und hielt einen Fächer in der Hand.

Während der ganzen Reise hatte diese alte Dame nicht aufgehört zu futtern: Bonbons, Kipfel, Brioches, Trauben, Kaffee, Limonade - es wollte nicht aufhören. Sie stopfte alles in sich hinein, so gleichmäßig, als würde sie von einem Uhrwerk geleitet, und mit unerschütterlicher Heiterkeit. »Wie ein Eichhörnchen, das sich einen Wintervorrat anlegt!« dachte Tina.

Das junge Mädchen dagegen schrieb sehr rasch in ein kleines Notizbuch. Bisweilen unterdrückte es ein Gähnen. Sie hatte nur einen Orangensaft getrunken.

Im Genfer Flughafen hielten die Zoll- und Paßformalitäten die beiden Japanerinnen auf. Tina wartete in der Gepäckhalle auf ihren Koffer, als ein kräftiger Fluch hinter ihrem Rücken sie aufhorchen ließ.

»Hol's der Teufel!« sagte eine Stimme in gutem Französisch. »Jetzt habe ich meine Großmutter verloren!«

## **2. Kapitel**

Verdutzt starrte Tina die »Blume des Orients« an, die diesen ganz unpoetischen Ausruf getan hatte. Die Japanerin sah den Blick, breitete die Arme aus, als wolle sie Tina als Zeugin anrufen und wettete los:

»Das ist das erste und letzte Mal, daß ich mit meiner

Großmutter reise! Den Streich hat sie mir schon in Orly gespielt. Sie konnte es kaum erwarten auszusteigen und... frrrt! Ab in die Kulissen. Ich brauchte eine ganze Stunde, um sie wiederzufinden.«

Tina lachte laut auf. Ihr Koffer kam auf dem Fließband daher. Sie nahm ihn in Empfang und sagte:

»Ich kenne den Flughafen gut. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen suchen helfen.«

»Das ist nett von Ihnen, danke.« Die Japanerin blies ihre Backen auf und pustete. »Ich muß ruhig Blut bewahren, sonst werde ich noch herzkrank.«

»Erwarten Sie mich in der Ankunftshalle«, sagte Tina. »Ich werde oben nachsehen.«

»O. K.«, gab die andere zurück und winkte mit den Handschuhen. Tina stellte ihren Koffer ab und ging auf die Jagd. In die Cafeteria, ins Restaurant, zur Auskunft, in die Toiletten. Treppauf, treppab. Dann die gleiche Treppe wieder hinauf. Endlich entdeckte sie die winzige Alte im ersten Stock, wie sie seelenruhig und zufrieden zwischen den Auslagen des Shopping-Centers herumirrte.

Tina näherte sich ihr. - »Verzeihung, Madame. Ihre Enkelin sucht Sie...«

Die alte Dame betrachtete sie mit lebenswürdigem Blick und kaute ruhig weiter. Offensichtlich verstand sie kein Wort. Tina versuchte es mit Englisch.

»Your grandchild is looking for you...«

Keine Reaktion. Tina nahm sie sanft, aber entschlossen am Arm und führte sie weg. Die Großmutter trippelte auf ihren weißbesohnten Pantöffelchen gefügig mit.

Unten in der Halle spazierte die junge Japanerin vor ihren Koffern hin und her, in sichtbarer Nervosität ihre schwarze Mähne schüttelnd. Als sie Tina mit ihrer Großmutter im

Schlepptau erblickte, hellte sich ihr Gesicht auf.

»Sie haben sie gefunden, welch ein Glück!«

Es folgte ein sauersüßer Wortschwall auf japanisch. Die Großmutter lächelte in einem fort; sie regte sich über nichts auf. Mit der Spitze ihres Fächers tippte sie auf den Arm der verdutzten Tina und hielt eine kleine Rede.

»Sie sagt, Sie hätten sich äußerst liebenswürdig und höflich gezeigt«, übersetzte das Mädchen.

»Oh...«, stammelte Tina.

»Jedenfalls danke ich Ihnen«, fügte die junge Japanerin noch bei. »Das war sehr nett von Ihnen. Jetzt muß ich ein Taxi nehmen, um zum Hotel zu fahren. Kann ich Sie irgendwo absetzen?«

»Im Gegenteil«, erwiderte Tina impulsiv. »Ich habe meinen Wagen hier. Ich kann Sie in die Stadt fahren.«

»Mein Name ist Emi Tanaka«, sagte die Japanerin, als sie zusammen das Gepäck im Kofferraum des VW verstauten. Sie hatten die Großmutter auf den Vordersitz gesetzt, und Emi hatte sie wieder mit einer Tüte Bonbons versorgt. - »Ich bin Reporterin für die Zeitung ›Asahi‹ von Tokio. Und Sie, was machen Sie?«

Tina schloß den Kofferraum, richtete sich lächelnd auf und rückte ihre Sonnenbrille zurecht.

»Ungefähr das gleiche. Ich arbeite beim Kurzwellendienst von Radio Bern.«

»Zufall oder Schicksal!« Emi breitete überschwenglich die Arme aus. »Welcome, sister!«

Beide lachten herzlich. Emi zog ihre Beine hoch, um sich auf den Rücksitz zu zwängen, Tina ergriff das Steuer.

»Und du, wie heißt du?« fragte Emi, sie sofort duzend.

»Tina Donati. Ich bin achtzehn Jahre alt. Und du?«

»Neunzehneinhalb. Ich bin alt.«

Wieder lachten sie. Emi schüttelte ihre glänzenden Haare und zeigte blinkende weiße Zähne.

»Wohin soll ich euch bringen?« fragte Tina.

»Ins Hotel Cornavin. Weißt du, wo es ist? Ich bin zum erstenmal in Genf.«

»Ja, ganz nah beim Bahnhof.«

Emi kramte in ihrer Handtasche, zog ein Paket »Kent« heraus und bot Tina eine Zigarette an, doch sie lehnte ab.

»Nicht, wenn ich fahre. Sonst schalte ich verkehrt.«

Sie schielte nach der alten Dame, die seelenruhig ihre Bonbons lutschte.

»Ist es das erste Mal, daß deine Großmutter nach Europa kommt?«

Emi, die ihr Feuerzeug aufschnippte, hob die Augen zum Himmel.

»Eine Geschichte fürs Narrenhaus! - Großmutter wurde vor drei Monaten Witwe, und wir alle glaubten sie schon auf dem besten Weg, sich vom Schock wieder zu erholen, als sie uns sehr ruhig mitteilte, sie hätte Lust, einen Jumbo-Jet zu nehmen - bitte, nicht eine gewöhnliche Boing! - und Europa kennenzulernen. Mit fast achtzig Jahren. Kannst du dir das vorstellen? Dabei spricht sie kein Wort Englisch oder Französisch. Wir glaubten, sie habe den Verstand verloren, und versuchten, ihr die Sache auszureden. Aber nichts zu machen: Sie wollte abreisen und damit basta.«

»Im Jumbo-Jet?«

»Im Jumbo-Jet. Und da ich Europa kenne - ich habe ein Jahr in Paris gelebt -, bot ich mich als Begleiterin an. Oh! Wenn ich gewußt hätte! Sie ist nicht umzubringen, meine Großmutter. Zwei Wochen lang klopfte ich Paris ab von einem Ende zum andern, ein wahrer Marathonlauf. Zu Fuß, per Taxi, per Bus. Nie

mit der Metro: dort packt sie die Klaustrophobie, sie erträgt auch den Geruch nicht. Und diese Manie, in den Flughäfen zu verschwinden...«

»Ich sehe«, lachte Tina, »es braucht solide Nerven.«

»Und gute Reflexe. Wo ist der Aschenbecher? Ah, da.«

Emi klopfte die Asche von ihrer Zigarette. »Als Journalistin konnte ich immerhin Nutzen ziehen aus diesem Abenteuer. Ich habe eine Wochenchronik in der ›Asahi‹. ›Emis Welt‹ heißt sie. Ich kann schreiben, worüber ich will, Mode, Aktualitäten, Kino. Und da begann ich mit einer Artikelserie für die alten Leute. Was lieben sie, die Alten? Das Futtern zum Beispiel, das ist die Hauptsache. Hast du meine Großmutter gesehen? Immer knabbert sie etwas...«

»Ja, das hab ich bemerkt.«

»Das ist normal«, fuhr Emi fort. »Für die Alten gibt es nicht mehr viele Dinge, die ihnen Vergnügen machen. Die Mode? Sie pfeifen darauf. Kino? Fernsehen? Für die, die gute Augen haben, geht das noch. Aber die andern...« Mit einer Handbewegung verjagte sie den Rauch.

»Im allgemeinen kommen sie auf die ganz einfachen Dinge zurück: die Natur, die Blumen, die Tiere, das Essen. Auf Reisen interessieren sie sich für berühmte Straßen und historische Denkmäler. Kurz: für die Vergangenheit. Die Gegenwart geht sie eigentlich nur insofern etwas an, als sie sich auf Vergangenes bezieht. Begreifst du?«

»Das hatte ich mir nie überlegt...«, murmelte Tina nachdenklich.

»Ich auch nicht. Aber dann beobachtete ich meine Großmutter, und ich lernte allerlei. In der Presse, in der Öffentlichkeit, im täglichen Leben beschäftigt man sich immerzu mit den Jungen. Die Alten vergißt man. Also schreibe ich jetzt für sie. Ich erzähle ihnen vom Louvre, vom alten Quartier des ›Temple‹, von Louis XIV. und von Napoleon. Ich



habe eine Menge französischer Kochrezepte gesammelt, von den Speisefolgen ›Chez Maxim's‹ bis zur Zwiebelsuppe...«

Während Emi plauderte, war die Großmutter ganz ruhig eingeschlafen. Ihre Bonbontüte war auf den Boden gerutscht. Tina bückte sich, um sie aufzuheben, dann schaute sie Emi an, die ihr im Rückspiegel zublinzelte.

»Sie ist müde. Im Hotel wird sie bis drei Uhr schlafen. Wie wäre es, wenn wir zusammen essen gingen? Ich habe einen Wolfshunger. Im Flugzeug kam ich wegen meiner Großmutter nicht zum Essen.«

»Gute Idee!« rief Tina. »Magst du Pizza?«

»Und ob!«

Tina führte die beiden Japanerinnen ins Hotel Cornavin. Sie wartete in der Halle, während Emi die Großmutter in ihr Zimmer brachte und ihr beim Zubettgehen behilflich war. Zehn Minuten später stieg Emi wieder aus dem Lift. Sie hatte ihr Makeup aufgefrischt, einen bemalten Seidenschal um ihren Hals geschlungen und schien in bester Laune zu sein.

»Wohin gehen wir?«

»Ich kenne ein Restaurant in der Altstadt, es heißt ›Aux Armures‹. Sympathisch und nicht teuer.«

»Ißt man da gut?«

»Wirst sehen!«

Sie setzten sich an einen kleinen Tisch im abgedunkelten, angenehm kühlen Restaurant, dem die rot und weiß karierten Tischdecken eine heitere Note gaben. Und schon plauderten sie, als würden sie sich Jahre kennen.

»Hast du Brüder und Schwestern?« wollte Emi wissen.

»Einen Bruder, Beat. Er ist sechzehn Jahre alt und schrecklich.«

»Ich habe auch einen Bruder«, erklärte Emi. »Er heißt Kazuyuki. Kazu unter Freunden. Er ist dreiundzwanzig und

ebenfalls schrecklich. Alle Brüder sind schrecklich.«

»Was macht er?«

»Er ist Fotograf. Man sagt, er habe Talent. Wir alle haben Talent in unserer Familie. Und wir sind auch ganz schön größenwahnsinnig. In Japan findet man das anstößig.« Sie verschlang zwei riesige Bissen Pizza.

»Mmm, das ist gut! Wenn meine Großmutter uns sehen könnte, würde sie aus dem Bett springen und in Pantoffeln hierher eilen.«

»Hast du dein Französisch in Paris gelernt?«

Die Japanerin machte eine Grimasse.

»Argot, ja. Französisch habe ich Gott sei Dank vorher in Japan gelernt. Ich studierte Literatur an der Universität, als mein Onkel, ein Redakteur an der ›Asahi‹, mir vorschlug, einen Test in Journalistik zu machen. Unter uns gesagt, er hat mich ein wenig protegiert. Nach dem Examen begann ich, dumme kleine Artikel zu verfertigen, richtige Lückenbüßer. Eines Tages parodierte ich den Aufsatz eines französischen Journalisten, eines alten Blödians, den ich nicht mag. Titel: ›Der Minirock im Pantheon ‹. Den Leuten gefiel das, und mein Onkel überschüttete mich mit Komplimenten. Daraufhin machte ich rasche Fortschritte in der Achtung der Redakteure und in der Rangordnung der Honorare. Mit anderen Worten: ich bin erfolgreich. Das macht mir Spaß, versteht sich.«

Emi verschlang ihr Essen. Tina benützte die Pause, um jetzt auch von ihren Anfängen zu erzählen.

»Ich starb vor Angst bei jeder Direktsendung. Ich hatte einen ganz trockenen Hals. Unmöglich, ein Wort auszusprechen. Ich setzte mich vors Mikrofon, rot wie eine Rübe und mit einer riesigen Flasche Mineralwasser neben mir. Die Tontechniker lachten sich halb tot.«

»Und ich«, sagte Emi, »ich schlief nachts nicht, wenn ich am

nächsten Morgen etwas abliefern mußte. Ich bekam Bauchweh vor Nervosität und erschien dann in der Redaktion mit Pickeln im Gesicht. Ein Alptraum!«

Sie lachten beide vor ihren Bergen von Schokoladeeis.

»Ich bin glücklich, daß ich dich kennengelernt habe«, gestand Tina, indem sie ihren Löffel in die Creme Chantilly grub.

Im Halbschatten glänzten die Augen der Japanerin wie Email.

»Ich auch. Es ist doch recht praktisch, wenn sich eine Großmutter im Flughafen verirrt, nicht?«

Nachdenklichleckte Tina an ihrem Löffel. Eine Idee keimte in ihr.

»Emi, wie wär's, wenn du mit deiner Großmutter für einige Tage in unser Haus kommen würdest? Wir haben ein Gastzimmer, und meine Eltern freuen sich über Besuch.«

Emi schrie vor Freude.

»Ist das Spaß oder Ernst?«

»Toderntst. Deine Großmutter kann Schweizer Fondue kennenlernen; es hat auch viele gute Konditoreien in Bern. Also, sagst du ja?«

»Tina«, mampfte Emi, den Mund voller Schokolade, »ich glaube, ich werde dir meinen nächsten Artikel widmen. Du verdienst ein vierspaltiges Interview.«

»O nein!« lachte Tina. »Ich bin noch keine Achtzigjährige.«

Um drei Uhr brachte sie Emi in ihr Hotel zurück. Dann fuhr sie in aller Eile Bern zu und schimpfte bei jedem Rotlicht, denn um sechs Uhr hatte sie eine Sendung, und die Tonbänder waren noch nicht bereit.

Am Tag darauf, einem Mittwoch, telefonierte Emi: »Was ist das, ein Schweizer Fondue? Meine Großmutter interessiert sich für Einzelheiten. Hör zu: wir kommen Freitag abend in Bern an, um fünf Uhr achtundvierzig. Paßt dir das?«

Zwei Tage später kamen die Japanerinnen also nach Bern. Emi in schwarzer Hose und Tshirt und in der ganzen Pracht ihrer lockigen Haare. Die Großmutter, zierlich wie eine Maus in ihrem grauen Kimono, trug eine bestickte Seidentasche, prall gefüllt mit Schokolade, einem Fotoapparat und einem deutschjapanischen Wörterbuch. Eine Woche lang wohnten sie bei den Donatis. Abwechslungsweise widmeten sich alle Familienmitglieder der Großmutter. Beat opferte seinen Samstagnachmittag, um ihr den Bärengarten zu zeigen. Er trug damals einen blonden, zottigen Schnurrbart, der ihm schauerlich zum Kinn hinabfiel und in seinen Kaffee eintauchte. Die Großmutter im Kimono reichte ihm ungefähr bis zum Ellenbogen. Ein köstliches Bild! Emi und Tina versuchten sich indessen als Touristinnen im Berner Oberland, oder sie führten endlos Fachgespräche. In ihrem Zimmer ließ Tina die Freundin einige Tonbänder ihrer Sendungen hören. Zu ihrer Überraschung entdeckte sie dabei eine neue Emi: genau, kompetent und sicher im Urteil.

Schweren Herzens nahmen die beiden Mädchen schließlich Abschied voneinander: der Europa-Aufenthalt von Emi und ihrer Großmutter ging zu Ende. Tinas Vater fuhr sie im Wagen nach Kloten, wo sie das Flugzeug nach Tokio bestiegen. »Wir fliegen über den Nordpol«, sagte Emi entzückt. »Ich hoffe, wir können Eisbären sehen!«

Vierzehn Tage später kam ein riesiges Paket aus Japan. Darin waren verschiedene Sorten Tee, duftend und in kunstvoll bemalten Lackschachteln, wunderschöne Seidenschals, ein sammetglatter Bambuskamm und die Schallplatte mit japanischer Musik, die Tina sich gewünscht hatte.

»Ich persönlich ziehe Miles Davis und die Deep Purple vor«, schrieb Emi, »aber Du wolltest etwas Japanisches. Die Musik, die ich Dir schicke, heißt ›September Step‹ und wird von einer ›shakuhachi‹, einer Bambusflöte, gespielt. Dem Komponisten gelang es, echt japanische Musik zu schreiben, ohne in

rührselige Folklore zu verfallen. Die ›shakuhachi‹ wird übrigens bald ›in‹ sein in Europa, wo man der peruanischen Flöten bereits etwas überdrüssig ist.«

Ihr Briefwechsel hatte sechs Monate gedauert. Tina sprach auf Tonbänder, die sie nach Japan schickte, und Emi antwortete in endlosen Briefen voll lustiger Einfälle. Plötzlich stand dann in einem Brief:

»Tina, wappne Dich mit Mut! Halte Aspirin und Beruhigungspillen bereit: ich lande wieder in Europa! Eine Arbeit für ungefähr zwei Monate, bezahlt von der ›Asahi‹, im Zeichen der Großzügigkeit. Ich werde Dir alles an Ort und Stelle erklären. Ich komme Donnerstag morgen um elf Uhr in Genf an (ohne meine Großmutter)!«

Den Ellbogen aufs Steuer gestützt, begann Tina ganz für sich allein zu lachen. »Halte Aspirin und Beruhigungspillen bereit«, das war ganz und gar Emis Stil.

Vor einer guten Weile schon war sie an Murten vorbeigefahren und näherte sich jetzt Lausanne. Nach einer kurzen Steigung wurde die Straße breiter und gerade. Gleich am Ausgang der Stadt begann die Autobahn. Ein Blick auf die Uhr: es war zehn. Sie hatte reichlich Zeit. Mama wird zufrieden sein, dachte Tina, ich habe nicht allzu viele Lastwagen überholt und bin durchschnittlich nur mit achtzig gefahren. Die Sonne brannte. Zu ihrer Linken verschwand Lausanne und der See hinter den Hügeln. Ein großer schwarzer Mercedes überholte laut hupend. Am Steuer ein dicker Herr, Zigarre in der Schnauze. Er warf ihr einen wütenden Blick zu. Tina antwortete mit einer Grimasse und murmelte halblaut: »Trottel!«

Morges. Nyon. Die Autobahn durchschnitt die Rebhügel. In Wellenlinien zogen sich die Reihen der Rebstöcke über die braune Erde. Bald erschienen die ersten Häuser von Genf. Dem See entlang Garten an Garten und große Villen hinter Hecken verborgen. Tina erreichte die Verzweigung der Autobahn und

spurte Richtung Flughafen ein. Es war zwanzig vor elf. Einen Augenblick später parkte sie Sidonie vor dem Hauptgebäude, das wie ein riesiger Glasquader in der Sonne schimmerte. Es war heiß. Ein Geruch von Benzin und kochendem Asphalt machte die Luft schwer. Erleichtert trat Tina in die kühle, luftige Halle, wo die gedämpften, unwirklich klingenden Stimmen der Sprecherinnen Ankünfte und Abflüge meldeten. Tina begab sich in die Cafeteria, setzte sich an die Bar und bestellte eine Limonade. Sie war am Verdursten. Sie zündete eine Zigarette an, griff nach ihrer Puderdose und schaute in den kleinen Spiegel. Krebsrote Wangen, glänzende Nase, Staub überall und die Augenlinie verwischt! Resigniert schloß Tina ihre Puderdose und begann, die Leute zu beobachten. Das war ihr liebster Zeitvertreib, wenn sie irgendwo auf jemanden wartete und nichts weiter zu tun hatte. Nach der Art, wie die Leute gekleidet waren, nach ihrer Haltung, ihrem Gesichtsausdruck versuchte sie Nationalität, Beruf und Charakter zu erraten.

Diese Dame zum Beispiel: Engländerin oder Schweizerin. Marineblaues Kostüm, Chanel-Handtasche, Ohrclips von Cartier. Vermutlich trägt sie eine Perücke: ihre Frisur hält zu gut und glänzt zu sehr. Sie runzelt die Stirn - das ist häßlich -, während sie mit dem Herrn im Regenmantel (bei dieser Hitze!) spricht. Er kratzt sich ständig an seinen Socken. So nervös! Vermutlich Geschäftssorgen. - Dann dieser elegante Schwarze, ein Meter neunzig groß: amerikanischer Businessman, Basketballspieler oder Diplomat? Gar nicht schlecht übrigens. Er gleicht Sidney Poitier. Und dieses Mädchen mit der blonden Mähne; sehr schön, sehr abwesend, vermutlich ein Mannequin. Deutsche oder Skandinavierin.

Anliegender Pulli, Minirock, prächtige Beine, aber schmutzige Zehen. Schade!

Reizend, dieser kleine Hindu im Matrosenanzug, wie er um die Tische rennt! Wenn der den Leuten so gegen die Beine rast, wird er sicher noch etwas umwerfen.. Da, schon geschehen!

Eine Tasse Tee über den Rock einer Dame. Die Dame ist gar nicht erfreut. Die Mutter des kleinen Hindu kommt herbei. Sie trägt einen Sari und einen großen Edelstein am Nasenflügel. Sie entschuldigt sich. Die Dame nimmt ein Taschentuch heraus und reibt an ihrem Rock...

»Ankunft der Maschine aus Kopenhagen, London, Frankfurt...«

### 3. Kapitel

Tina zählte das Geld für ihren Verzehr auf den Tisch, leerte ruhig ihr Glas und begab sich in die Ankunftshalle. Sie wartete fünf Minuten, dann erschienen die ersten Passagiere und schauten nach ihrem Gepäck. Emi war unter den ersten. Sie bemerkte Tina durchs Fenster und ruderte mit den Armen wie eine Windmühle. Sie trug eine grüne Leinenhose und ein dazu passendes Blouson. Wirklich, sie hatte ihre Haare geschnitten! Eine üppige Franse reichte gerade bis zu den Brauen und betonte noch das Oval ihres Gesichts. Ein großer Fotoapparat mit erstaunlichem Objektiv baumelte vor ihrem Magen.

Einen Augenblick später schleppte Emi ihr Gepäck - zwei große Koffer und eine Judoka-Tasche - atemlos durch die Drehtüre.

»Salut!« Ihre Augen strahlten. »War heiß im Flugzeug. Alles klebt an mir.«

»Wir werden uns an den See setzen«, sagte Tina. Sie half der Freundin mit dem Gepäck. »Bist du gut gereist?«

»Erledigt«, sagte Emi. »Ich bin erledigt. Dreißig Flugstunden. Eine Zwischenlandung in London, eine in Kopenhagen. Auch in Frankfurt eine, hab ich schon vergessen. Ich futterte Sauerkraut aus lauter Langeweile.«

»Hat's geschmeckt?«

»Du wirst es nicht glauben, aber ich fand es prima.«

»Du weißt, daß ich Hunger bekomme vom Reisen. Gerade jetzt hätte ich Lust auf ein gutes Fondue.«

»Ein Fondue? Bei dieser Hitze?« Tina war entsetzt. »Ißt man doch nur im Winter, und außerdem ist es gar nichts Exotisches.«

»Für mich ist es sehr exotisch«, sagte Emi unerschütterlich.

»Also gut«, lenkte Tina ein, »du sollst dein Fondue haben. Aber du gestattest, daß ich mich mit einem Salat und einem Kaffee begnüge...«

Etwas später saßen die beiden Mädchen auf der Terrasse eines Restaurants am See und atmeten die frische Luft ein.

»Wie oft habe ich mir in Tokio gewünscht, hier am Ufer des Genfer Sees zu sein«, sagte Emi und reckte ihre langen Arme in der Sonne. »Ich liebe den Wasserstrahl im See, die Montblanc-Brücke mit all ihren im Winde knatternden Fahnen und die Reklame ›Vacheron et Constantin‹ auf dem Gebäude am andern Ufer drüben. Das alles gehört zusammen...«

Sie setzte ihre Brille auf die Nase, eine riesige gewölbte Astronautenbrille. - »Ich fühle mich ein wenig ›groggy‹, gar nicht recht wach. Kneif mich! Ich glaube, ich träume. Und ich habe Watte in den Ohren. Diese verfluchten Jets mit ihren fahrplanmäßigen Landungen bringen dir den ganzen Organismus zum Paddeln...«

»Trink deinen Tee, dann geht's besser«, sagte Tina.

»Hoffen wir. Ah, da kommt das Essen!«

Der Kellner kam mit dem dampfenden Caquelon. Er zündete vor ihrer Nase einen Spiritusbrenner an und stellte das Caquelon darauf. Tina rückte angewidert weg.

»Ein Brennofen! Wie kannst du nur diese heiße, klebrige Masse schlucken.«

»Laß mich den Spezialitäten des Landes Ehre erweisen«,



antwortete Emi würdevoll. Sie spießte mit der Gabel einen Brotwürfel auf und drehte ihn förmlich im zerschmolzenen Käse. »Jetzt werde ich dir zu erklären versuchen...«, sie verschlang ihren Brotwürfel, »... warum ich hier bin. Also.« Sie stach wieder ein Brotstückchen an mit der Gabel. »In Japan ist es üblich, daß eine immer größere Zahl von Studenten während der Ferien Europa besucht. Das kostet viel Geld, und Papa-Mama bezahlen die Reise in den meisten Fällen nicht. Also unterbrechen die Studenten ihre Fahrt immer wieder, arbeiten irgendwo zwei bis drei Wochen lang, um Geld zu verdienen, und dann geht's weiter bis zur nächsten Etappe. Sie nehmen an, was sich gerade an Arbeit bietet: in Fabriken, in Restaurants, in Hotelküchen; man sagt, die Japaner seien sehr begabt zum Geschirrwaschen!« Sie trank einen Schluck Tee und fuhr fort:

»Ich habe den Auftrag, mit diesen Studenten Interviews zu machen und mich an Ort und Stelle über ihre Arbeitsbedingungen zu erkundigen für eine Artikelserie ›Die japanischen Studenten in Europa‹.«

»Das könnte interessant sein«, sagte Tina.

»Ja. Ich muß auch Aufnahmen machen.« Sie tippte auf die Kamera, die wie ein schwarzes Rieseninsekt auf dem Stuhl neben ihr hockte. »Wenn sie mißlingen, wird mein Bruder grinsen.«

»Wo ist Kazuyuki?«

»In Rom. Er macht Modefotos. Er kommt auch in die Schweiz, du wirst ihn dann kennenlernen. Er ist schrecklich, ich sagte es dir schon. Im Vergleich zu ihm ist dein Bruder ein Lämmchen. Aber ich werde seine Gegenwart stoisch ertragen, weil ihn jemand begleitet, der mich interessiert...«

Tina hob die Brauen.

»Tatsächlich, Emi? Bist du verliebt?«

»Das möchte ich selber gerne wissen.«

Emi nahm ihre Sonnenbrille ab. Sie wühlte in ihrer Handtasche und zog eine Puderdose aus blauem Schildpatt heraus. »Er ist Italiener, Journalist und ist...

»Ja, ja! Er ist wunderschön! Aber wo hast du ihn getroffen?«

»In Tokio. Er ist ein Freund meines Bruders. Er kam nach Japan, um die buddhistischen Tempel zu fotografieren. Er überredete mich, im Zeremonienkimono vor dem Tempel von Sensoji Modell zu stehen. Unglücklicherweise willigte ich ein. Ich sollte graziös und mit verträumtem Lächeln eine Treppe hinabsteigen. Da verding sich mein Fuß im Saum des Kimonos und... da lag ich auf dem Bauch. Mein Bruder hatte einen Höllenspaß. Fek stürzte wie narrisch herbei, um mir zu helfen und...«

»Wer?«

»Pek. So heißt er. Sein wirklicher Name ist Giuseppe, aber er kann ihn nicht ausstehen. Er sagt, seine Eltern hätten keine Phantasie gehabt.«

Sie unterbrach sich, puderte mit Hingabe ihre Nase.

»Nachdem ich mich so lächerlich gemacht hatte auf der Tempeltreppe, zog ich diesen verfluchten Kimono aus und schlüpfte wieder in Blue Jeans. Wir fuhren mit der Honda meines Bruders spazieren, über Kamakura zum Ashinoko-See: die typische Touristenroute. Wir aßen grillierte Fische mit Sojasauce, die besten der Welt. Pek rühmte mir die Bologneser Spaghetti...«

»... womit wir wieder beim Futtern angelangt sind«, ergänzte Tina ernst.

»Entsetzlich, nicht wahr? Selbst wenn ich meinen Liebsten beschreibe, denke ich nur an Spaghetti.«

»Du bist nicht romantisch.«

»Ganz und gar nicht!« seufzte Emi. »Wie wär's, wenn wir jetzt ein Haselnußeis bestellten?«

»Erzähl weiter von Pek!« Tina stützte das Kinn in die Hand.

»Ganz einfach: Er hat eine zärtliche Stimme und Samtaugen. Als er Japan verließ, verfiel ich in die düsterste Melancholie. Unter uns gesagt... Wenn ich jetzt für diese Interviews mit reisenden Studenten in der Schweiz bin, so ging diese Glanzidee nicht von der ›Asahi‹ aus.«

»Aha, ich begreife!«

»Ja. Man mußte sie sozusagen mit der Nase auf das Thema stoßen. Ich bereitete meinen Streich mit fuchsischen Eisten vor, indem ich während zwei oder drei Wochen provozierende Artikel schrieb: ›Was machen unsere Kinder in Europa?‹, ›Die Eltern fordern die Wahrheit‹, ›Ist die Saisonausbeutung der Studenten zu dulden oder nicht?‹ Worauf tatsächlich Briefe von beunruhigten Eltern auf die Redaktion kamen. Sehr vorsichtig schlug ich eine Untersuchung in Europa vor. Und stell dir vor, es klappte! Ich war ganz verblüfft.«

Tina lachte. »Da bist du also nach Rom unterwegs auf Zeitungskosten!«

»Nicht so schnell. Ich habe genügend Kilometer hinter mich gebracht. Kazu landet schon nächste Woche in der Schweiz, und wenn Pek ihn nicht begleitet, bring ich ihn um. Meinen Bruder, wohlverstanden.« Und sie nahm ihren Haselnußeisberg in Angriff.

»Auch ich habe Neuigkeiten«, sagte Tina.

Sie zog den Brief, den sie am Morgen erhalten hatte, aus ihrer Handtasche. »Lies das.«

Emi setzte ihre gelbe Brille wieder auf und überflog rasch den Brief. Dann hob sie die Nase: »Was ist das?«

»Eine sogenannte Beförderung. In die Informationsabteilung. Zwei Stunden mehr Arbeit pro Tag und auch mehr Lohn.

»Gratuliere!« sagte Emi trocken.

Tina lächelte.

»Du scheinst nicht sehr begeistert zu sein.«

»Wer hat dir das vorgeschlagen?«

»Hör zu...«, Tina faltete den Brief zweimal, dreimal und drehte ihn zu einem Fächer. »Da ist ein junger Mann im Radio. Ein etwas besonderer Typ. Er heißt Jean-Paul Vautier und kommt aus Fribourg. Er hat mich dem Chef vorgeschlagen.«

»Interessiert er dich?« fragte Emi. Sie betrachtete amüsiert den Fächer. »Das nennt man ›Origami‹.«

»Was?«

»Dein Ding da aus Papier. Das heißt japanisch ›Origami‹. Fahr weiter. Du sprachst von Jean-Paul, und ich habe dich gefragt, ob er dich interessiert.«

Tina zögerte. »Er... er ist interessant, avantgardistisch und altmodisch zugleich. Er zieht sich an wie ein Hippie und spaziert barfuß herum, aber er bringt meiner Mutter Blumen und Pralinen. Resultat: meine Mutter vergöttert ihn. Das wirkt auf mich so, daß ich immer weniger Lust habe, mit ihm auszugehen. Wenn ich diesen Job annehme, bedeutet das gemeinsame Arbeit. Du kannst dir den Salat vorstellen!«

»Darauf hofft er ja.«

»Vermutlich.«

»So ist es!« seufzte Emi. »Unmöglich, mit Jungens zu arbeiten, ohne daß man sich eine Geschichte einbrockt. Du sagst natürlich ab. Es sei denn, es macht dir Spaß, Schokolade von Sprüngli zu bekommen...«

»Er bringt sie ja nicht mir, sondern meiner Mutter!« Sie verzog den Mund. »Er wird schrecklich enttäuscht sein, der Arme!«

»Meine Liebe«, sagte Emi, »man muß wählen: entweder du enttäuschst, oder du wirst enttäuscht. Was ziehst du vor?«

»Ach ja, vermutlich hast du recht.« Tina legte den Papierfächer vor sich aufs Tischtuch und betrachtete ihn

nachdenklich.

»Im Grunde genommen weiß ich nicht, woran ich bin. Ich bin sehr gerne mit Jean-Paul zusammen. Ein großartiger Kerl. Nur... wenn er nicht da ist, vermisse ich ihn nie, und ich habe nicht einmal große Lust, ihn zu sehen. Ich vergesse ihn ganz einfach.«

»Rätsel des menschlichen Herzens«, kommentierte Emi und unterdrückte ein Gähnen. »Oh, ich bin schläfrig. Das kommt vermutlich vom Fondue.«

Tina winkte dem Kellner.

»In zwei Stunden sind wir in Bern. Dann kannst du dich ausruhen.«

»Ja. Und eine Dusche nehmen.«

## 4. Kapitel

Aus dem Transistor heulte es in voller Lautstärke. Beat hatte sich auf den Boden hingelümmelt, die Nase in den Lockenohren Alexanders, der ihm als Kopfkissen diente. Er büffelte eine schauerliche Novelle von Gerhard Hauptmann. Beim Eintritt der beiden mit Gepäck beladenen Mädchen stand er gewichtig auf, machte eine untadelige Verbeugung und sagte emphatisch:

»Ohaio gozaimasu.«

»Ohaio gozaimasu«, antwortete Emi. Sie stellte ihren Koffer hin und erwies ihm auch ihrerseits eine graziöse Reverenz. So begrüßten sie sich gegenseitig eine ganze Weile lang sehr würdevoll, während Tinas Blick von einem zum andern ging.

»Ich wußte nicht, daß du japanisch sprichst«, sagte sie ganz verduzt zu Beat.« Was heißt denn ›ohaio?‹

»Es gibt noch viele Dinge, die du nicht weißt«, sagte das Brüderchen hochtrabend. »Das heißt: guten Tag, wie geht es Ihnen?« Er wandte sich wieder der Japanerin zu. »Hat die

ehrwürdige Tanakasans eine angenehme Reise gehabt?«

»Sie ist kaputt, und sie möchte sich jetzt duschen«, rief Tina und zog die lachende Emi mit sich fort. »Beat, du kannst die Koffer herauftragen.«

»Hai, hau« schrie Beat.

Tina blieb auf der Treppe stehen.

»Das heißt?...«

»Ja« auf japanisch.« Emi lachte laut. »Aber hör mal, dein Bruder ist ja begabt!«

»Ja, unter anderem, wenn er einem auf die Nerven gehen kann.« Tina öffnete die Türe zum Gastzimmer. Alles war in vollkommener Ordnung. Die gelb und rot karierte Bettdecke hatte kein Fältchen, und der frisch gesaugte Teppich glänzte. Emi kannte das Zimmer im Normalzustand und wußte die Anstrengung zu schätzen.

»Tina, das ist unerhört! Du hast dich ja abgeplagt wie ein Galeerensklave! Und sogar an die Schokolade hast du gedacht!...«

»Ich habe nicht vergessen, was dir schmeckt«, sagte Tina fröhlich. »Und was die Zähne betrifft: da mach dir keine Sorgen; mit denen wird sich Mama im Notfall befassen.«

»Hier sind die Koffer«, flötete Beat, der schnaufend die Treppe heraufkam. Er bemerkte Emis Kamera auf der Kommode, stürzte sich darauf und piff voll der Bewunderung durch die Zähne.

»Donnerwetter, eine Nikon F 2!«

»Pfoten weg, du machst sie noch kaputt!« rief Tina.

»Glaubst du vielleicht, du seist komisch«, bemerkte der Bruder mit finsterem Blick und verließ das Zimmer.

Tina öffnete den Schrank und kramte in einem Wäschestapel herum.

»Hier sind Handtücher, Emi. Wo das Bad ist, weißt du. Reg dich nicht auf, wenn du überall auf dem Teppich blonde Haare findest: mein Bruder mausert sich. Auf bald!«

Sie verschwand in ihrem Zimmer, kämmte sich rasch und zog die Augenlinie nach, dann ging sie in den Salon hinunter. Sie holte einen Apfel von der Fruchtschale auf dem Tisch und biß hinein.

»Ist Mama noch nicht da?«

»Wieder weggegangen, Futter holen.« Beats Vokabular änderte sich je nach Gemütszustand. »Einer vom Radio hat dreimal angerufen, während du fort warst.«

»Jean-Paul?«

»Weiß nicht.« Beat zuckte die Achseln. »Deine Männeranrufe interessieren mich kaum.«

»Meine Männeranrufe!« empörte sich Tina. »Nein, sag doch! Ich werde ihn anrufen.«

Auf der Armlehne von Papas grünem Fauteuil sitzend, hob sie den Hörer ab und stellte eine Nummer ein.

»Besetzt!« Sie legte den Hörer wieder auf und aß den Apfel. »Ich möchte wetten, dieser Schafskopf wollte im gleichen Augenblick anrufen«, erklärte Beat und schüttelte seinen Transistor wie einen Insektensack.

»Aber nein, Idiot, ich..«

Das Telefon läutete. Tina sprang auf. Beat hatte nur ein Kopfschütteln und gab Alexander, der plötzlich aufgefahren war, einen beruhigenden Klaps.

»Hallo?« Tina lachte laut in den Hörer. »Du, Jean-Paul? Gerade wollte ich dich anrufen. Ich komme aus Genf. Mit Emi. Wer? Aber hör mal, Emi Tanaka, meine Freundin aus Tokio.«

»Die schöne Braune mit den langen Haaren?«

»Jetzt ist sie die schöne Braune mit den kurzen Haaren.« Tina ließ sich in den Lehnstuhl fallen und wippte mit dem Fuß vor

Alexanders Nase, der angewidert nieste.

»Und sonst, was machst du sonst?« fragte Jean-Paul, als hätte er sie seit einem Monat nicht mehr gesehen, dabei waren sie am Abend vorher zusammen essen gegangen. Er hatte eine tiefe, klingende Stimme, eine richtige Radioreporterstimme.

»Hör zu...«, Tina stockte. »Ich habe einen Brief vom Chef bekommen...«

»Sieh mal an!« Jean-Pauls Überraschung war zu gut gespielt, um echt zu sein.

»Sag die Wahrheit, mein kleiner Jean-Paul. Das hast du ihm eingeblasen, nicht?«

Jean-Paul räusperte sich.

»Nun... mm, das heißt...«

»Schon gut, ich hab's kapiert.« Tina lächelte, um aber gleich darauf ihren grinsenden Bruder mit einer fürchterlichen Grimasse zu bedenken. »Ich sage nein, Jean-Paul.«

»Du sagst nein?«

Jetzt hatte Jean-Paul eine Grabesstimme, in der Enttäuschung und Vorwurf mitschwangen.

»Tina, es ist ein verfluchter Glücksfall für dich. Eine solche Gelegenheit darf man nicht verpassen.«

»Es wird andere geben. Im Ernst, Jean-Paul, die Informationsabteilung ödet mich an. Ich habe zu viel Unternehmungsgeist, bin zu unabhängig. Ich mag die Wetterberichte nicht. Und was die Politik betrifft...«

»Einverstanden. Ich begreife.« Ein tiefer Seufzer am andern Ende des Drahts, dann ganz ungewohnte Stille. Jean-Paul mußte aufholen.

»Hallo, Jean-Paul? Bist du tot?« Tina wickelte das Kabel um den Finger.

»Ich höre!« schmetterte Jean-Paul. Er hatte den Schock



überwunden und wechselte fröhlich das Thema.

»Können wir uns heute abend sehen, Tina? Ich hab dir eine spannende Sache zu erzählen. Eine trübe Geschichte, Drogenhandel. Das wird deine Freundin interessieren: ein Japaner ist darin verwickelt.«

»Doch nicht heute abend!« sagte Tina. Jean-Pauls geheimnisvolle Andeutungen reizten zwar ihre Neugier. - »Wir essen heute mit Papa-Mama und gehen dann früh schlafen. Emi ist müde. Sie kommt aus Tokio, mein Freund, nicht aus Ostermundigen!«

»Dann treffen wir uns morgen?«

»Ist diese Drogengeschichte so wichtig?«

»Weiß ich noch nicht. Seltsam auf jeden Fall.«

»Kannst du sie mir nicht am Telefon erklären?«

»Das wäre zu lang. Besser, wir sehen uns irgendwo.«

Das war typisch Jean-Paul. Er suchte natürlich einen Vorwand, um sie zu sehen. Tina war nicht naiv, aber sie ging auf das Spiel ein.

»Abgemacht. Wir sehen uns morgen. Um elf Uhr im ›High-Noon‹.«

»Mit der hübschen Braunhaarigen?«

»Mit der hübschen Braunhaarigen.«

Tina legte den Hörer auf. Verflixter Jean-Paul! Er reizte gleichzeitig ihren Zorn und ihre Neugier. Sein Instinkt für gute Reportagen ließ ihn mit der unfehlbaren Sicherheit ungewöhnliche oder zumindest interessante Ereignisse aufspüren.

»Was wollte dein Kerl?« fragte Beat mit gespielter Gleichgültigkeit.

»Uns seine letzte Entdeckung mitteilen: der Weg der Droge führt durch die Schweiz«, sagte Tina.

»Reizend! Du erzählst es mir dann?«

»Vielleicht. Wenn du die Nikon F 2 von Emi in Ruhe läßt.«

Tina ging in die Küche. »Ich mache einen Tee, Emi kommt gleich herunter.«

»Ich habe kleine Kuchen gekauft!« rief Beat. »Emi mag kleine Kuchen gern.«

Tina drehte sich um und schaute ihn von der Küchentür aus verwundert an. Er hatte seinen Kopf wieder aufs Buch gesenkt, und die Haare verbargen sein Gesicht.

»Gratuliere!« rief sie zurück. »Ich hätte dir nicht so viel Zartgefühl zugetraut!«

»Man unterschätzt uns immer in diesem Haus, nicht wahr, Alexander?« Beat wühlte im seidenen Fell des Cockers. Tina biß sich auf die Lippen, immerhin, wenn er darum japanisch lernt, hat dieses Gefühl erzieherischen Wert, dachte sie und verschwand in der Küche.

## 5. Kapitel

»Du behauptest, Jean-Paul kenne mich«, Emi verzog das Gesicht. »Ich erinnere mich absolut nicht an ihn!«

»Er sah dich einmal im Vorbeigehen in meinem Wagen«, sagte Tina, »und da er hübsche Mädchen liebt, hast du ihm eben gefallen.«

Als sie auf die Terrasse des »High-Noon« kamen - sie war um diese Zeit vollbesetzt -, wartete Jean-Paul schon seit zehn Minuten auf sie. Er war natürlich zu früh gewesen, und sie kamen zu spät. Der Auftritt der beiden Freundinnen ging nicht unbemerkt vonstatten: wie eingeübt drehten sich alle Köpfe nach ihnen den ganzen Weg entlang, den sie zwischen den Tischen zurücklegten. Zugegeben. Emi war nicht ein

bescheidenes Veilchen. An jenem Morgen war sie ganz in Gelb. Gelbes T-shirt mit dem Wort »Love« in schwarzen Buchstaben darauf, weite gelbe Hose, skandinavische Pantinen. Ihre dichten glänzenden Haare schlossen sich dicht um ihren feinen Kopf und ließen die zarte Nackenlinie und die kleinen Ohren zur Geltung kommen. Tina trug Schwarz. Wenn sie gebräunt war, stand Schwarz ihr gut und verlieh ihrer Haut einen warmen Kupferton. Sie hatte die Haare straff gekämmt und ein leuchtendes Lippenrot verwendet.

»Welcher ist Jean-Paul?« flüsterte Emi. »Der Kerl dort drüben?«

Da saß ein großer junger Mann, gelenkig, muskulös und nicht zu mager. Gebräuntes Gesicht, dichtes Haar. Er trug eine weite schwarze Hose, einen indischen Kasack, offen bis zum Nabel und in der Taille durch eine Art Vorhangkordel gehalten. Bei warmem Wetter ging er immer barfuß und hatte die Gewohnheit, beim Sprechen seine schmutzigen Zehen zu bewegen, die lang und stark gegliedert waren. Im Gegensatz zu dem, was seine Aufmachung vermuten ließ, waren seine Umgangsformen und seine Höflichkeit vorbildlich. Er liebte alte Leute, Kinder und Hunde. Er war imstande, einer Schar von alten Damen eine Stunde lang ernsthaft zuzuhören, wie sie ihm ihre Hexenschuß- und Rheumabeschwerden beschrieben, und ihnen daraufhin ohne mit der Wimper zu zucken, ein unfehlbares Rezept gegen diese Übel anzuvertrauen, ein Rezept, das er von seiner eigenen Großmutter hatte. Und die alten Damen, nachdem sie sich einmal von ihrer Verwunderung erholt hatten, fanden ihn meistens reizend und verziehen ihm seine ungewaschenen Zehen.

Jean-Paul hatte sich feierlich erhoben.

»Da ist also die braune Schönheit«, sagte er, faßte Emis Hand, und seine Gebärde war elegant wie die eines Wiener Offiziers (sie glaubte beinah, er werde ihr die Fingerspitzen küssen). Dann führte er sie zu einem Stuhl, den er ihr galant unter ihre

Rückseite schob.

»Welch ein Empfang«, flüsterte Emi verblüfft.

»Du bist das eben noch nicht gewohnt«, flüsterte Tina.

Unter dem Tisch hörte man etwas wie ein Räuspern. Ein riesiger Neufundländer tauchte auf, schwarz, struppig und wollig. Seine feuchte Nase begann mißtrauisch die Füße der Japanerin zu beschnupern.

»Ah! Was ist das?« schrie Emi.

»Das ist Moliere.« Tina krümmte sich vor Lachen. »Er ist immer bei Jean-Paul.«

»Wir sind unzertrennlich.«, sagte der Bursche ganz ernsthaft, aber seine braunen Augen funkelten dabei lustig. »Er hat Zutritt im Radio, in der Redaktion der ›Weltwoche‹ und sogar im Bundeshaus. Er ist, wenn Sie so wollen, meine Muse.«

»Beißt er?« fragte Emi.

»Nur böse Menschen. Sie können ihn unter den Ohren kraulen. Das hat er gern.«

Mit großer Geste rief er den Kellner herbei.

»Was trinkt ihr?«

Nachdem er für die Mädchen Orangensaft bestellt hatte, zog er ein zerknülltes Paket »Gitane« aus seiner Tasche.

»Zigaretten?«

Tina lehnte ab, aber Emi nahm eine. Aus einer andern Tasche zog Jean-Paul ein silbernes Feuerzeug und gab ihr Feuer. Seine feinen Hände waren schwarz verschmiert vom Kugelschreiber, und auf seiner Tunika hatte er Tomatensajtspritzer.

Er betrachtete Emi freundlich und genau. - »Sind Sie nun glücklich, wieder hier zu sein?«

Emi hatte ein Lächeln im Mundwinkel: »Wenn es mir hier nicht gefiele, wäre ich anderswo.« Sie bückte sich, um Molieres Ohren zu kraulen, worauf er gähnte, als wolle er den Kiefer

aushängen. »Tina hat von Ihnen erzählt. Sie sind anscheinend das Kleinod der Kurzwellen.«

»Das Kleinod. - Mein Gott, das scheint mir ein Kompliment, das meinem bescheidenen Beitrag nicht entspricht«, sagte Jean-Paul, nicht ohne Heuchelei. »Sagen wir, die Arbeit gefällt mir. Wenn man seinen Job liebt, macht man ihn gut.«

»Das stimmt!« Emi klopfte die Asche von der Zigarette. »In Japan, wenn mich ein Artikel langweilt, schwitze ich mindestens eine Woche darüber. Wenn das Thema mich inspiriert, bin ich in zehn Minuten fertig.«

»Da haben wir's.« Jean-Paul breitete die Hände aus. »Somit ist mein Verdienst nicht groß. Im Grunde genommen versuchen wir jetzt, unsere Faulheit zu loben.«

Alle drei lachten. Dann sah Tina, wie Jean-Pauls Blick wieder ernst und aufmerksam wurde. Sie kannte diesen Ausdruck. Er glich dann einem Chemiker, der durchs Mikroskop die Bewegung eines unbekannten Bazillus beobachtet.

»Hört zu. Ich glaube, auf einer sehr interessanten Spur zu sein. Vielleicht könntet ihr mir dabei helfen. Männer kommen nicht überall durch. Auch bist du mir eine Revanche schuldig, Tina...«

»Du kommst vom Thema ab«, antwortete Tina und verzog das Gesicht. »Fang nicht wieder mit dieser Diskussion an. Ich habe dir gesagt, daß ich mich nicht in einer bestimmten Abteilung festlegen möchte...«

»Schön, ich habe verstanden.« Jean-Paul hatte das Lächeln eines guten Spielers. »Du bist achtzehn und ich vierundzwanzig. Ich bin ein launischer Greis.«

»Auf alle Fälle kannst du nicht bei der Sache bleiben«, fuhr Tina unbeirrt weiter. »Seit zwanzig Minuten schon warten wir auf deine Erklärungen. Was ist nun mit deiner Drogengeschichte?«

»Ach die? Ja, da muß ich mit dem Anfang beginnen.« Während er sprach, bewegte Jean-Paul seine Zehen, und Emi blickte erstaunt darauf. »Ihr kennt den ›Katzenfisch‹?«

»Den ›Katzenfisch‹?«

»Ja, ein Cafe in Zürich. Vor acht Tagen machte die Polizei dort eine Durchsuchung. Ich muß noch erwähnen: im ›Katzenfisch‹ wird kein Alkohol ausgeschenkt, und das Durchschnittsalter der Stammgäste liegt nicht über zwanzig. Bei zwei jungen Amerikanern entdeckte die Polizei Rauschgift in einer Menge, die genügen würde, um eine ganze Schar auf den Trip zu schicken. Nicht etwa Hasch, nein: Heroin und Marihuana! Man hat die Yankees sofort festgenommen. Das wirbelte einigen Staub auf, und das Cafe wurde geschlossen. Die Besitzerin reichte Beschwerde ein. Sie hätte keine Zeit, sagte sie, jeden Tag die Taschen ihrer Kunden zu durchsuchen.«

»Ich erinnere mich an diese Geschichte«, sagte Tina. »Ich las darüber Berichte in den Zeitungen. Die Zürcher Hippies erklärten sich solidarisch mit der Besitzerin und protestierten gegen die Schließung des Lokals. Sie kampierten auf den Straßen und blockierten Tramwagen.«

»So war es.« Jean-Paul blies den Rauch durch die Nase. »Schließlich gab die Polizei der Besitzerin ihre Lizenz zurück, und die Angelegenheit sollte damit erledigt sein. Und was die beiden Amerikaner betrifft: sie sind noch nicht achtzehn, und ihr Fall liegt im Zuständigkeitsbereich des Jugendrichters. Störend ist nur, daß diese Amateurdealer nicht irgendwer sind. Der Vater des einen ist ein großes Tier in Houston (Texas) und der des andern ein Delegierter bei der UNO in Genf.«

»Und was hat der Japaner mit der Geschichte zu tun?« fragte Emi.

»Geduld. Das kommt jetzt. Der Japaner, ein Student, arbeitete als Kellner im ›Katzenfisch‹. Vor zwei Tagen wurde er auf dem Heimweg überfallen und zusammengeschlagen. Meiner Ansicht

nach weiß er etwas, und man wollte verhindern, daß er spricht. So steht die Sache. Morgen fahre ich nach Zürich, um meine persönliche kleine Untersuchung zu starten. Hättet ihr Lust, mich zu begleiten?«

Die Mädchen wechselten einen Blick. Emi streckte die Hand aus und fischte eine »Gitane« aus Jean-Pauls Paket. Prompt flammte auch das silberne Feuerzeug vor ihrer Nase auf.

»Als Ausgangspunkt für meine Nachforschungen wäre das auch nicht schlecht«, überlegte Emi. »Wie heißt dieser Junge?«

»Ich habe seinen Namen irgendwo notiert...«, Jean-Paul wühlte in seinen Taschen und brachte ein zerfleddertes Notizbuch hervor. »Er heißt..., wo steht das?... Hier, Takeo Suzuki.«

»Takeo Suzuki?« murmelte Emi. »Das sagt mir etwas...«

In Gedanken vertieft fixierte sie den Tischrand. Die Anstrengung bildete zwei kleine vertikale Linien zwischen ihren Brauen. - »Wäre das vielleicht ein Sohn von Yamaho Suzuki, dem Direktor der Suzuki-Werke?«

»Was für Werke?« fragte Jean-Paul. »Transistoren? Motorräder?«

»Nein, nein.« Emi zog an ihrer Zigarette und dachte heftig nach. »Die Fabrik liegt in einer kleinen Stadt südlich von Tokio. Man fabriziert dort eine Art Polyester. Seit zwanzig Jahren ungefähr verwendet man in der Zusammensetzung der Rohstoffe Quecksilber. Alle Abfälle werden ins Meer geleitet. Ich habe die Zahlen nicht im Kopf, aber ich glaube, ungefähr sechshundert Tonnen Quecksilber wurden schon in den Ozean befördert.«

»Das ist ja fürchterlich!« rief Tina aus. »Du hast das Schlimmste noch nicht gehört«, sagte Emi.

Ihr sonst spöttisches Gesicht war plötzlich ganz verzerrt.

»Das Quecksilber hat die Fische und die Schalentiere vergiftet, die sich vom Plankton ernähren. Nun bedeuten aber

diese Tiere das Hauptnahrungsmittel der Fischer an jener Küste. Die Leute begannen unter Seh- und Gehörstörungen zu leiden. Anormale Kinder kamen zur Welt...«

»Aber die Fabrik?« warf Tina ein. »Weigert sich natürlich, ihre Verantwortlichkeit zuzugeben. Ihre Produktion ist eine der wichtigsten des Landes und bringt Devisen ein. Die allgemeine Entrüstung hat nicht genug Macht, den Skandal zu beenden. «

»Die Mißachtung des menschlichen Lebens, wenn finanzielle oder politische Interessen im Spiel sind, erscheint mir immer als einer der schmutzigsten Aspekte unserer sogenannten Zivilisation«, sagte Jean-Paul. »Und was die Verschmutzung von Meeren und Wäldern betrifft; das wissen sogar schon die Primarschüler, daß sie einen erschreckenden Stand erreicht hat. Ich habe kürzlich einen Artikel über die Verschmutzung der Schweizer Flüsse geliefert, der übrigens auch nicht jedermann zusagte.«

»Ich erinnere mich«, sagte Tina. »Du hattest damals Ärger in der Redaktion.«

Jean-Paul zog an Molières Halsband, der nach einer Biene schnappte.

»Anscheinend war ich zu aggressiv. Tut nichts: wenn mich etwas anwidert, protestiere ich. Schließlich ist es ja meine Aufgabe, die Wahrheit zu sagen.«

Der Blick, den Emi ihm jetzt zuwarf, drückte außer höflicher Zustimmung auch ein neues Inbetrachtziehen dieses barfüßigen Mannes aus und vor allem eine Feststellung: »Sieh mal an, er gefällt mir!« eine Entdeckung, die sie sehr überraschte.

»Um wieder auf Takeo zu kommen«, sagte sie, »er ist das jüngste von drei Kindern. Über den Ältesten ist weiter nicht viel zu sagen: er arbeitet mit seinem Vater und wird vermutlich einmal sein Nachfolger in der Fabrik. Das zweite ist ein Mädchen, Hanae. Vor einigen Monaten hat es geheiratet. Takeo - das weiß ich nur vom Hörensagen - war lange krank. Eine



nervöse Depression anscheinend; er kam in ein Nervensanatorium. Nach seiner Entlassung verkrachte er sich mit seinen Eltern. Er gab seine Studien auf und fuhr ohne Geld nach Europa. - Es überrascht mich ein wenig, ihn in eine Drogengeschichte verwickelt zu wissen. Der Bruch mit seiner Familie und der Aufenthalt in der Klinik haben den armen Jungen wohl ganz durcheinandergebracht. Ich möchte mit ihm sprechen. Hast du seine Adresse?»

»Nein. Die Besitzerin vom ›Katzenfisch‹ wird sie kennen.«

»Du hast uns noch nicht gesagt, wer dich auf diese Spur gebracht hat«, bemerkte Tina.

Die Sonne brannte auf die Terrasse des »High-Noon«, es begann sehr heiß zu werden. Die meisten Leute waren schon zum Mittagessen gegangen. Jean-Paul lächelte.

»Logische Folgerung... und Instinkt!« Er beugte sich vor und tätschelte Molières Flanken. »Was der schwitzt, der arme Teufel! Kein Spaß, bei dreißig Grad über null mit einem solchen Pelz auf dem Rücken herumzuspazieren.«

Er knüllte seine leere Zigarettenpackung zu einer Kugel zusammen und warf einen Blick auf die große Taucheruhr an seinem Handgelenk.

»Oh, schon zwölf Uhr! In einer Viertelstunde habe ich eine Aufnahme.«

»Ciao, ihr beiden! Morgen früh um neun Rendezvous am selben Ort. Wir fahren mit meinem Wagen. Halt! Ich habe ja noch nicht bezahlt.«

»Kümmere dich nicht darum!« rief Tina. »Wir übernehmen die Rechnung.« Jean-Paul hob bedauernd seine Arme.

»O. K. Ihr werdet sie auf die Spesenrechnung setzen! Hier durch, Moliere!«

Er zickzackte zwischen den Tischen durch und entfernte sich schnell. Die Quaste seines Gürtels tanzte auf seinem Hintern, und

der mächtige Neufundländer folgte ihm auf den Fersen. Emi und Tina sahen ihm nach. Dann, wie aus gegenseitigem Übereinkommen, lachten sie beide laut heraus.

»Das ist nun also mein Verehrer«, sagte Tina mit einem Ausdruck komischer Resignation.

»Er ist aber sympathisch«, erklärte Emi. »Das einzige, was er nötig hätte, wäre von Zeit zu Zeit ein Fußbad.«

Tina bezahlte.

»Hast du Hunger? Ich führe dich zum Mittagessen ins ›Pinocchio‹. Da kannst du dich mit Spaghetti alla bolognese vollstopfen und träumen von... wie heißt er doch?«

»Pek. Ich bitte dich, diesen Namen deinem stumpfen Gehirn einzuprägen.«

»Verspreche ich«, sagte Tina, während sie über die Straße gingen. »Ich habe um zwei Uhr eine Sendung. Willst du mich begleiten? Du kannst mir Schallplatten aussuchen helfen.«

»Gerne. Ich werde dir Gesichter schneiden, während du in der Aufnahmekabine bist. Dann kommst du schrecklich ins Stottern, verlierst deine Stelle und bist auf die Wettervorhersagen bei Jean-Paul angewiesen.«

»Ich werde ihn heiraten, und wir werden fünf Kinder haben, die alle barfuß herumgehn. Möchtest du deine Spaghetti mit oder ohne Parmesankäse?«

## 6. Kapitel

Jean-Paul saß barfuß am Steuer und brauste über die Autobahn, als sei er beim Vierundzwanzig-Stunden-Rennen von Le Mans. Sein »kleiner« Wagen - sein ganzer Stolz! - war ein gelber blitzschneller MGB GT, den er mit Sorgfalt pflegte, wobei er Chromteile und Karosserie immer auf Hochglanz

polierte. Ebenso spektakulär war auch das Innere: eine raffinierte Stereoanlage lieferte in voller Lautstärke englischen Pop aus Kassetten.

»Gefällt euch das?« fragte Jean-Paul. »Ich hab's selber gebastelt.«

»Nicht schlecht, aber das muß einen Haufen Geld gekostet haben«, meinte Tina bewundernd. Sie saß auf dem Vordersitz, die Füße eingepfercht zwischen den pelzigen Pfoten Molieres, der trotz dem Lärm friedlich schnarchte, seine dicke feuchte Schnauze auf Tinas Knien.

»Meine Liebe, laß mir mein Steckenpferd«, sagte Jean-Paul stolz. »Ich hause in einer Mansarde, wo es nur eine Matratze, drei Kleiderbügel und ein Deckbett gibt, denn ich bin wärmebedürftig. Mein Wagen ist mein einziger Luxus und mein einziges Vergnügen.«

»Dein Luxus und dein Vergnügen werden eines Tages in einem Graben liegen, reduziert zu einem elenden Haufen Blech«, seufzte Tina. In diesem Moment überholte Jean-Paul sausend eine Lastwagenkolonne, und sie zog unwillkürlich den Kopf ein. Als sie wieder zu Atem kam, fügte sie noch bei: »Ich hoffe nur, daß ich dann nicht drin sitze.«

»Nun, Emi«, Jean-Paul zwinkerte mit den Augen in den Rückspiegel. »Du sagst nichts?«

»Ich schweige. Ich bewundere«, sagte Emi in sauersüßem Ton. »Ich wußte nicht, daß du Anlagen zum Kamikaze hast.«

»Anlagen wozu?«

»Kamikaze. Das ist das japanische Wort für Todespilot.«

Sie kamen gleichwohl nach Zürich, wo Jean-Paul wegen der Verkehrsstockungen, der Rotlichter, der öffentlichen Arbeiten und der Geschwindigkeitsbeschränkungen gezwungen war, das Ungestüm seines Sportwagens zu bremsen. Sie fuhren in beinahe normalem Tempo in die Stadt ein.

»Wo ist denn der ›Katzenfisch‹?« fragte Tina. »In der Nähe des Limmatquais. Teufel! Was für ein Chaos in dieser Stadt!« Es war elf Uhr. Von allen Seiten kamen Wagen im größten Durcheinander daher, als wären sie von einem Magneten angezogen. Aus dem Flugzeug gesehen, mußte Zürich um die Mittagszeit einem Termitenhafen in Aufruhr gleichen.

Alle schwitzten im heißen Wagen. Moliere, jetzt wieder wach, geiferte auf Tinas Waden und ließ eine rosarote Zunge, einem Beefsteak ähnlich, heraushängen. »Ich habe Hunger«, sagte Emi.

Jean-Paul öffnete das Handschuhfach und nahm eine sehr weiche Tafel Schokolade heraus. »Bedient euch!«

Moliere begann zu wedeln und zu kläffen. Er trampelte auf Tinas Zehen herum, und sie stöhnte: »Liebt der Hund auch Schokolade?«

»Wie närrisch«, sagte Jean-Paul. »Hilfe!« keuchte Tina, am Ende ihrer Kräfte. »Mußt ihm davon geben, sonst verschlingt er dich mit Haut und Haar«, meinte Jean-Paul düster. »Zum Teufel! Fahren wir oder fahren wir nicht? Schneckenzug!«

Man kam nur schrittweise vorwärts. Zehn Meter. Stopp. Rotlicht. Fünfzehn Meter. Wieder stopp. Neues Rotlicht. Tram. Taxi. Dicke Dame in kleinem Wagen. Kleiner Herr in großem Wagen. Endlich, wie durch ein Wunder, war die Fahrbahn frei. Der entfesselte MGB GT fuhr die Bahnhofstraße entlang, dann über die Brücke und auf der anderen Seite der Limmat wieder hinauf. Mit knirschenden Reifen glitten sie ein steiles Sträßchen hinunter, an dem lauter Boutiquen mit indischen Erzeugnissen, Popkleidern und Antiquitäten waren.

»Hier ist es«, sagte Jean-Paul und bremste rasch vor einer Buchhandlung. Ein eleganter Schwung, und der MGB GT blieb Heck an Heck in fünf Zentimeter Abstand von einem Lieferwagen stehen. Jean-Paul lächelte. »Da sind wir!« Er stellte den Motor ab. »Zufrieden, meine Damen?«

»Die Antwort soll vermutlich ja sein.« Tina versetzte dem Hund einen Klaps auf die Schnauze. »Ruhe, Moliere, dräng doch nicht so!«

Jean-Paul bückte sich, um mit feierlicher Miene eine Leine am Halsband des Neufundländers zu befestigen.

»Er ist nervös, mein armer Alter, verzeih ihm! Und schick dich drein, daß du eine Stunde lang die erniedrigende Knechtschaft der gewöhnlichen Hunde ertragen mußt.«

Das Schild vom »Katzenfisch« - eine Fischgräte mit dem Kopf eines hungrigen, schnauzbärtigen Katers - hing in düster psychedelischen Farben über einem kleinen Cafe, der Buchhandlung direkt gegenüber. Die Fensterläden waren geschlossen.

»Die Besitzerin heißt Karin Tobler«, erklärte Jean-Paul. »Ich habe mit ihr telefoniert. Sie schien nicht besonders entzückt zu sein, willigte aber schließlich ein, uns zu empfangen. Hauptsächlich wegen des jungen Japaners, glaube ich.«

Das Aufnahmegerät über die Schulter gehängt, läutete er an der Tür neben dem Cafe. Sie warteten. Emi lutschte noch am Rest der Schokolade. Tina hatte Molieres Leine, der interessiert das Trottoir beschnüffelte, ums Handgelenk geschlungen.

»Glaubst du, es ist jemand da?«

»Ich werde dieses Interview machen, selbst wenn ich durchs Fenster einsteigen muß«, versicherte Jean-Paul.

»Beharrlichkeit gehört zu unserem Beruf«, bemerkte Emi. »Darum haben die Journalisten einen so schlechten Ruf...«

»Still!« unterbrach Tina.

Ein Klicken: die Tür ging halb auf. Eine Frau erschien. Ziemlich jung, aber mit grauem Teint. Sie sah schlechtgelaunt und verschlafen aus, trug ein kurzes Kleid aus grünem Frotteestoff und eine dicke Brille mit runden Gläsern. Zwischen den Fingern hielt sie eine Zigarette. Auf den ersten Blick glich

sie eher einer überforderten Familienmutter als der Inhaberin eines Hippylokals. »Ja?« Ein kurzsichtiger, mißtrauischer Blick. Jean-Paul lächelte mit entwaffnender Höflichkeit. »Guten Tag, Frau Tobler. Ich bin Jean-Paul Vautier vom Kurzwellendienst bei Radio Bern. Ich hatte das Vergnügen, am Telefon mit Ihnen zu sprechen...«

»Ach, Sie sind es«, es klang nicht begeistert. »Kommen Sie!« Sie ging voran durch eine Art engen dunklen Schlauch voll von Kehrichtsäcken aus Plastik. Es roch nach kaltem Braten, Tabak und Terpentin.

»Das Cafe ist am Morgen geschlossen«, sagte sie, »wir können dort ungestört reden.«

Sie öffnete eine andere Tür, die direkt ins Lokal führte. Es war dunkel wie in einem Keller. Zu allem übrigen roch es hier noch nach Räucherstäbchen. Die Inhaberin ging einige Stufen hinunter und drehte an einem Schalter.

Es wurde hell. Man sah die unbequemen hochbeinigen Stühle, die langen Holztische, in die jedermann eingravieren konnte, was er wollte. Inschriften auch an den Wänden, dazu alle möglichen Zeichnungen und Fotos von Schallplattenstars. Neben dem Schanktisch eine riesige Jukebox, in grünliches Licht getaucht.

»Setzen Sie sich«, sagte die Frau. »Was trinken Sie?«

»Coca für uns drei und für meinen Hund einen halben Liter Mineralwasser.«

»Mineralwasser?« fragte sie verblüfft.

»Er hat das gern wegen der Blasen«, erklärte Jean-Paul mit sanftem Lächeln. Er öffnete das Aufnahmegerät und machte seine Bänder bereit. Die Frau kam wieder, brachte die Cocas und eine Flasche Mineralwasser, das sie in eine Schale goß. Moliere erriet, daß es für ihn war, und setzte zum Sturm an. Tina, an die Leine geklammert, wurde wie ein Strohalm von ihrem Stuhl gerissen. Sie stolperte über den Fuß eines Tisches

und stöhnte.

Kaltblütig ergriff Emi die Schale und stellte sie auf den Boden. Moliere stürzte sich darauf und spritzte nach allen Seiten. Seine Zunge lärmte wie eine Schnarre.

Jean-Paul bemerkte resigniert:

»Er ist manchmal etwas lästig...«

»Und er liebt Mineralwasser über alles!« seufzte Tina, indem sie ihr schmerzendes Bein rieb.

Die Frau hatte sich vom Schreck erholt, zündete wieder eine Zigarette an, ging vorsichtig um die imposante Masse des Neufundländers herum und setzte sich an den Tisch.

»Sind Sie die Journalistin aus Tokio?« Sie sah Emi scharf an.  
»Kennen Sie Takeo?«

»Nein, aber ich kenne seine Familie. Was ist geschehen?«

»Ich kann es nicht verstehen«, seufzte die Frau. »Er ist ein so liebenswürdiger, wohlerzogener Junge. Wer sollte ein Interesse daran haben, ihm etwas zuleide zu tun?«

Plötzlich sah sie das Mikrofon auf dem Tisch und warf Jean-Paul einen mißtrauischen Blick zu.

»Wollen Sie alles aufnehmen, was ich sage?«

»Nur mit Ihrem Einverständnis«, Jean-Paul sprach im Ton eines Arztes, der einen Kranken besänftigt. Die Frau zögerte.

Dann sagte sie mit einem Achselzucken: »Ach, ich habe schließlich nichts zu verbergen...« Sofort schaltete Jean-Paul ein. Das Band drehte sich. Tina zwinkerte Emi zu, die spöttisch lächelte: »Aufnahmegerät made in Japan, natürlich.« Jean-Pauls Stimme war berufsmäßig klar und präzise, als er sich jetzt an Karin Tobler wandte:

»Frau Tobler, beginnen wir ganz am Anfang. Welche Art Kundschaft haben Sie im ›Katzenfisch?«

Die Frau schluckte. Sie sah verstohlen auf das Mikrofon, als

könnte es ihr ins Gesicht springen.

»Mm... junge, fast nur junge Leute. Ich führe dieses Cafe seit fünf Jahren. Ich schenke keinen Alkohol aus. Nie Geschichten gehabt. Meine Kunden sind alle rechtschaffene junge Leute. Sie kommen hierher, um unter sich zu sein, sie diskutieren, hören Schallplatten...«

Ihre etwas abgehackte Sprechweise festigte sich. Man sah, sie bekam Zutrauen. Mit einer Kopfbewegung nach der Jukebox hin erklärte sie:

»Ich habe eine sehr gute Auswahl, die jede Woche wechselt. Die Jungen können mitreden, und ich berücksichtige ihre Vorschläge. Natürlich haben sie von Zeit zu Zeit auch Probleme. Zwei- oder dreimal habe ich Jungens logiert, die irgendwo fortgelaufen waren und nicht wußten, wo übernachten. Nach Lokalschluß legte ich eine Matratze auf den Boden, und da schliefen sie dann. Am nächsten Tag machte ich ihnen Rühreier und Milchkaffee, und die meisten gingen wieder heim. Die Polizei hat versucht, mir das als verbotene Fluchthilfe für Minderjährige anzukreiden. Aber meine kleinen Jungen wehrten sich, und niemand konnte etwas beweisen.«

»Erzählen Sie uns von den beiden Amerikanern«, sagte Jean-Paul sanft. Die Frau zog an ihrer Zigarette. Sie schien geradezu grün im Gesicht, aber bei diesem fahlen Licht hatten alle ein solches Aussehen.

»Mir fielen diese beiden sofort auf. Kurze Haare, Bügelfalten, Mocassins, ganz sauber, als kämen sie aus einem Schaumbad. Richtige Hilton-Boys.

Ich fragte mich, was sie wohl hierher führt. Es war gar nicht die Art von Leuten, die sonst mein Lokal besuchen. Ich kann Ihnen sagen: die afghanischen Kasacks, die langen Haare, die afrikanischen Anhänger und Amulette tarnen sehr oft rechtschaffene Burschen mit zärtlichen Herzen. Taugenichtse sind zuweilen gerade die, von denen man es am wenigsten



vermutet.«

»Ganz richtig. Fahren Sie fort!«

»Die Yankees erschienen immer häufiger in meinem Cafe. Ich behielt sie im Auge, aber schließlich hatte ich ihnen nichts vorzuwerfen. Ich kann doch nicht Kunden vor die Türe stellen, einzig weil sie sich zweimal am Tag duschen und eine Krawatte tragen. Also...«

Mit einer Bewegung der Hände deutete sie ihre Machtlosigkeit an. Tina betrachtete ihre vom Nikotin gebräunten Fingernägel, an denen noch ein Rest von malvenfarbenem Lack haftete.

»Frau Tobler«, fing Jean-Paul wieder an, »die Hippies, die zu Ihnen kamen, nahmen Rauschgift. Duldeten Sie das?«

Sie fixierte ihn wütend.

»Abgesehen vom Geruch, wo ist der Unterschied zwischen einer ›Pall-Mall‹ und einem Joint? Versetzen Sie sich in meine Lage! Sollte ich von Tisch zu Tisch gehen und an den Zigaretten meiner Kunden schnuppern? Gar nicht davon zu reden, daß meine Hippies sich nach allen Himmelsrichtungen davongemacht hätten und mir nichts anderes übrig geblieben wäre, als mein Lokal zu schließen und Blumenhändlerin zu werden.«

Mit einem Kopfnicken stimmte Jean-Paul ihr zu. Wieder etwas beruhigt, blies sie den Rauch in die Luft.

»Kurz und gut, an jenem Abend, als die Polizei die Yankees untersuchte, war ich nicht einmal überrascht. In den Taschen ihrer Wildlederjacken schleppten die beiden Burschen Heroinproben mit sich herum und verkauften sie den Meistbietenden. In ihrem Zimmer im Hotel Intercontinental entdeckte man ganze zwei Kilo davon, direkt aus Kaboul importiert. Daraufhin begann der Zirkus. Mein Lokal wurde geschlossen, und man entzog mir meine Lizenz. So viel ich auch protestierte und meine Ehrlichkeit beteuerte, alles fiel auf

meinen Kopf. Aber dann schalteten sich meine Hippies ein. Sie trommelten die anderen zusammen. Die Demonstrationen dauerten zwei Tage. Die Hippies blockierten die Straßen und legten sich auf die Tramschienen. Die Sache erregte Aufsehen, das kann ich Ihnen sagen!«

»Wir wissen es«, sagte Jean-Paul sanft.

»Meine Jungens waren wunderbar! Ihre Aktion alarmierte die Presse. Alle ergriffen Partei für mich. Und so konnte ich meine Lizenz wiederbekommen und mein Cafe wieder öffnen.«

»Und Takeo?« fragte Emi.

»Ich hatte Takeo im März eingestellt; ein fleißiger, ein gewissenhafter Junge. Und von einer Geschicklichkeit! Man mußte seine Tassen und Untertassen sehen. Tadellos. Und nicht die geringste Unsauberkeit auf dem Schanktisch!«

»Japaner sind begabt zum Geschirrwaschen«, brummelte Emi.  
»Aber wie wurde er in diese Geschichte verwickelt?«

»Vorgestern, kurz vor Mitternacht, fielen ihn auf dem Heimweg zwei Kerle an. Wären nicht im richtigen Augenblick Passanten dazugekommen, hätte es schlimm ausgehen können. Er war in einem traurigen Zustand: die Nase zerschlagen, ein Arm ausgerenkt. Der Arzt hat ordentlich an ihm herumdoktern müssen.«.

»Kannte Takeo die beiden Amerikaner?« fragte Jean-Paul nachdenklich.

»Sie meinen... persönlich? Ich glaube nicht. Aber er mußte ja mit ihnen sprechen, wenn er ihnen den Kaffee brachte oder das Geld einkassierte. Einmal, daran erinnere ich mich, haben sie ihn gebeten, eine Zeitung zu holen, und gaben ihm dann ein gutes Trinkgeld. Das ist alles.«

»Und Sie glauben nicht, es bestehe eine Beziehung zwischen den beiden Begebenheiten?« fragte Jean-Paul beharrlich.

»Die Polizei hat mir diese Frage auch gestellt.« Die Frau goß

den Rest Coca in die Gläser. - »Muß Ihnen sagen, die Amerikaner waren aus rechten Familien und...«

»Die Eltern sind in solchen Fällen fast immer rechte Leute«, brummte Jean-Paul. Er schaltete das Tonband aus.

»Das wäre im Augenblick alles, Frau Tobler. Und recht herzlichen Dank.« Unter dem Tisch erhob sich Moliere und wedelte mit dem Schwanz: er wußte, jetzt würden sie weggehn.

»Bringen Sie dieses Interview in Ihrer Sendung?« Die Frau war wieder unsicher. Sie schien zu bedauern, daß sie gesprochen hatte.

»Ich weiß noch nicht«, antwortete Jean-Paul in beruhigendem Ton. »Das, was Sie erzählt haben, ist im großen und ganzen bekannt. Es fehlt mir noch eine ergänzende Information. Auf jeden Fall wird man Sie benachrichtigen, wenn es dazu kommt.« Sorgfältig schloß er den Deckel des Aufnahmegeräts.

»Frau Tobler«, sagte Emi, »könnten Sie uns die Adresse von Takeo geben? Er will vielleicht gern mit einer Landsmännin reden.«

»Aber sicher«, sagte die Frau sofort. »Gutenbergstraße 13. Werden Sie ihn heute besuchen?«

»Wahrscheinlich. Hat er ein Telefon?«

»Nein. Er hält sich ja nur vorübergehend in Zürich auf. Ausgerechnet da mußte ihm diese Geschichte zustoßen, wo sonst nie etwas passiert!«

»Es gibt keinen Ort, an dem nichts passiert«, sagte Jean-Paul. »Kommst du, Moliere?«

Sie verabschiedeten sich von Frau Tobler, die sie hinausgeführt hatte und dann gleich die Türe schloß. Nach dem Halbdunkel im Lokal blendete sie jetzt das Sonnenlicht.

Sie kehrten zum Wagen zurück, um den Aufnahmeapparat im Kofferraum zu verstauen.

»Und?« fragte Tina. »Eure Meinung.«

»Was soll man schon sagen«, meinte Jean-Paul, und Emi fügte hinzu: »Sie strengt sich ganz schön an, um die Dumme zu spielen!«

Jean-Paul pfiiff sinnend vor sich hin. - »Besuchen wir Takeo?«

»Oh, nein!« riefen beide Mädchen im Chor. »Der soll warten. Wir haben jetzt Hunger!«

Jean-Paul hob die Augen zum Himmel.

»Damen sollen auf ihre Linie achten. Ihr habt nichts als das Futtern im Kopf!«

»Bei uns entspricht eben der Appetit der geistigen Tätigkeit«, antwortete Emi. »Wo ißt man gut in Zürich?«

Jean-Paul spielte mit den Schlüsseln seines Wagens. »Ich weiß ein chinesisches Restaurant.«

Die Mädchen wechselten einen Blick. »Schwalbennester und Haifischflossen? Gute Idee!«

## **7. Kapitel**

»Gutenbergstraße... wir sind da«, verkündete Tina, die sich nach dem Stadtplan orientierte, den sie auf ihren Knien ausgebreitet hatte.

»Schau, ob du einen Parkplatz, siehst.« Jean-Paul fuhr an einer beim Rotlicht wartenden Wagenkolonne vorbei und parkte dann haargenau am Trottoirrand.

Abermals holte Jean-Paul das Aufnahmegerät aus dem Kofferraum und hängte den Riemen über die Schulter, während Tina den von der Hitze benommenen Moliere an die Leine nahm.

»Eine Invasion!« lachte sie. »Was wird der arme Takeo sagen, wenn er diesen Massenandrang sieht?«

»Ich nehme an, er wird japanisch ›guten Tag‹ sagen«, erklärte Emi lakonisch. Ihre Energie wurde durch die Verdauung von Haifischflossensuppe, süßsaurem Schweinefleisch und einer doppelten Portion Reis nicht beeinträchtigt. Sie marschierte voran und schlenkerte ihre Handtasche.

»Nummer dreizehn. Das muß hier sein.«

Es war ein ziemlich altes Haus aus Holz mit freistehenden Dachrinnen, eine Art ländliches Chalet. An den Fenstern hingen graue Vorhänge. Nachdem sie einen Garten mit struppigen Gartenbeeten durchquert hatten, blieben die drei vor den Metallbriefkästen stehen, um die Namen zu studieren. An den Kasten, auf dem Weber stand, war ein Kartellen mit dem Namen Takeo Suzuki geheftet.

»Zweiter Stock!«

Gleich hinter der Tür stieg man eine Treppe mit knarrenden Stufen hinauf. Es roch nach Bohnerwachs. Jean-Paul, der vorangegangen war, drückte mit spitzem Finger auf den Klingelknopf und wartete.

Eine Frau öffnete. Sie trug ein Kleid aus gekräuseltem »pflegeleichten« Stoff und eine geblünte Plastikschrürze.

Ihr trübes Gesicht mit den hervorstehenden Augen drückte Erstaunen aus. »Ja?«

Tina verschenkte ihr strahlendstes Lächeln. »Verzeihen Sie, Frau Weber. Wir möchten Takeo Suzuki sprechen. Meine Freundin«, sie zeigte auf Emi, die sitzsaum die Wimpern senkte, »ist aus Tokio gekommen und möchte ihm Nachrichten aus Japan bringen.«

»Gut«, sagte die Frau erleichtert. »Kommen Sie nur herein. Ich will ihm sagen, daß Sie da sind. Er hat einen Unfall gehabt, das wissen Sie wohl? Ich bin noch ganz durcheinander. Ein so netter Junge...«

»Ja, wir wissen Bescheid«, sagte Jean-Paul. Die Frau schaute

verstohlen auf Moliere, der an ihren Pantoffeln schnupperte.

»Mitten in der Stadt! Man kann bald nicht mehr allein ausgehen am Abend. Das ist nicht mehr das alte Zürich.«

»Ja, Frau Weber. Das Verbrechertum nimmt von Tag zu Tag zu«, bestätigte Jean-Paul mit Grabesstimme. »Was für eine Zeit, in der wir leben!«

»Ach ja, was für eine Zeit! - Ich hoffe, mein Hund stört Sie nicht...«

»G... ganz und gar nicht«, stammelte die Frau und wich zurück. Sie entfernte sich durch einen schmalen Gang, öffnete eine Tür und sagte ein paar Worte. Dann winkte sie ihnen. »Kommen Sie.«

Tina stieß Emi voran. Jean-Paul folgte mit Moliere und einem entwaffnenden Lächeln.

Takeo Suzuki lag auf seinem Bett. Er trug Blue Jeans und eine Pyjamajacke. Emis Erscheinen schien ihn zu versteinern. Bei den ersten Worten, die sie sagte - japanisch natürlich -, blieb ihm rundweg der Mund offen. Dann stotterte er etwas und sah dabei so erschrocken aus, als sei plötzlich Frankenstein persönlich vor ihm erschienen.

Er war tatsächlich übel zugerichtet. Eine breite Gazekompressen mit Heftpflaster bedeckte seine Nase. Seine geschwollene Wange hatte die Farbe einer reifen Aubergine, einen Arm trug er in der Schlinge. Nach dem wenigen, was man sah, mußte sein Gesicht regelmäßig sein. Er war blaß.

Emi stellte ihm eine Frage auf japanisch. Er verneinte mit dem Kopf und schluckte. Emi wandte sich an die beiden andern:

»Er spricht sehr schlecht deutsch und gar nicht französisch. Nun gibt es zwei Möglichkeiten: entweder wir radebrechen alle englisch, oder ich spreche mit ihm japanisch und übersetze vorweg...«

»Das ist kompliziert«, seufzte Jean-Paul. »Aber sprich nur

japanisch mit ihm. Für ihn ist es bequemer. Ich mache inzwischen das Tonband bereit.« Während die Mädchen sich so gut es ging in den einzigen verfügbaren Sessel zwängten, ließ sich Jean-Paul auf dem Teppich nieder. Das Zimmer war sehr einfach: ein schmales Bett, ein mit Papieren, japanischen Zeitschriften und Taschenwörterbüchern überladener Tisch. Die Kastentür war mit Hilfe eines eingeklemmten Kartons geschlossen. Eine Lampe war ohne Schirm an die Decke geschraubt. Auf dem Waschtisch eine Flasche Mercurochrom, Verbandstoff, eine abgenutzte Zahnbürste und eine Rasiercreme. Nicht einmal ein Transistor war da. Takeo schwieg. Die Finger seiner gesunden Hand zerknüllten nervös die karierte Bettdecke. Tina bemerkte, daß seine helle Haut etwas feucht war. Entweder fieberte oder schwitzte er. Sie hatte Mitleid mit ihm. Ein Gefühl von Einsamkeit und Verwirrung ging von diesem Jungen aus. Emi begann ihm Fragen zu stellen. Takeo antwortete halblaut und starrte dabei auf das Tonband. Nach einigen Augenblicken übersetzte Emi: »Er reist durch Europa und arbeitet, um nicht von seinen Eltern abhängig zu sein. Nächsten Monat wird er Zürich verlassen. Er hatte die Amerikaner vorher nie gesehen und hat auch keine Ahnung, warum man ihn überfallen hat. Er denkt, man hatte es auf seine Brieftasche abgesehen.«

»Wurde sie ihm gestohlen?« fragte Jean-Paul.

»Nein. Seine Angreifer hatten keine Zeit dazu.«

»Hat er nicht versucht, die Gesichter seiner Angreifer zu sehen?«

Neues Hin und Her auf japanisch.

»Er sagt, es sei sehr dunkel gewesen, und er wurde auf den Kopf geschlagen.«

»Könnte man die Leute, die ihm zu Hilfe kamen, wiederfinden?«

»Nein, er kennt sie nicht.«

»Die Polizei müßte ihre Namen notiert haben?«

»Er weiß es nicht.«

Jean-Paul wühlte in der Tasche seines Kasacks, zog seine »Gitanes« und sein Feuerzeug heraus.

»Ich möchte seinen bisherigen Reiseweg in Europa kennen.«

Der Junge zählte mit monotoner Stimme einige Namen auf.

»Helsinki, Stockholm, Paris, Genf...«

»Genf, sieh mal an! Wie lange war er dort?«

»Nur zwei Tage.«

Emi blickte Jean-Paul an, als wollte sie sagen: Es ist zwecklos, weiter in ihn zu dringen. Auf japanisch fragte sie Takeo, ob er irgendwelche Hilfe wünsche. Er dankte höflich. Nein, er brauche nichts. Er sei sehr zufrieden mit seiner Arbeit. Er hoffe, schon Ende der Woche wieder in den »Katzenfisch« gehen zu können, aber sein verletzter Arm sei ihm natürlich ein Hindernis. Die Inhaberin habe sich sehr fein benommen. Sie habe keinen andern engagiert und nehme ihn wieder, sobald er es wünsche.

Eine Zigarette zwischen den Lippen, schaltete Jean-Paul sein Bandgerät aus und schloß das Gerät. Alle erhoben sich, um wegzugehen. Takeo sagte ihnen mit einem schwachen Lächeln auf Wiedersehen. Er versuchte nicht einmal, seine Erleichterung zu verbergen.

Sie gingen weg, ohne die Vermieterin wieder zu sehen. Sobald sie draußen waren, schauten sie einander an.

»Ziemlich undurchsichtig«, brummte Jean-Paul.

»Und ob!« Emi biß sich nachdenklich auf die Lippen. »Unmöglich, etwas aus ihm herauszubringen!«

»Dieser Junge tut mir leid«, sagte Tina. »Nach dem, was uns Emi erzählt hat, muß er Probleme haben. Ich bin sicher, er verschweigt etwas.«

»Er verschweigt sogar sehr viel«, meinte Emi ruhig. »Aber er wird nicht sprechen.«



»Traut er dir nicht?« fragte Tina.

»Das ist keine Frage des Vertrauens, es ist eine Frage seines Charakters.«

Emi dachte einen Augenblick nach und fuhr dann fort:

»Seine Familie besitzt ein großes Vermögen. Ihn in einem solchen Zimmer zu finden, ist immerhin erstaunlich. Wollt ihr meine Ansicht wissen? - Dieser Junge hat eine ganz bestimmte Absicht.«

»Welche?« Jean-Paul kaute an seinem Zigarettenstummel.

»Das weiß ich auch nicht.« Emi schlug sich an die Stirn. »Auf alle Fälle ist seine Haltung nicht normal.«

»Du willst sagen... er sei ein bißchen übergeschnappt?« fragte Tina erstaunt.

»Das nicht. Ich habe eher den Eindruck, er wolle persönlich für das büßen, was seine Familie an den Opfern der Polyesterfabrik verschuldet hat. Eine solche Haltung wäre sehr japanisch, wißt ihr. Es sei denn...«

Schweigen. Von der Sonne gereizt, begann Moliere zu japsen und an seiner Leine zu ziehen. Jean-Paul sagte mit finsterem Gesicht:

»Untersuchungsmission in Panne. Allgemeine Enttäuschung. Rückreise nach Bern verfügt.«

»Wenn möglich heil und ganz!« seufzte Tina. »Jean-Paul, übernimmst du die Verantwortung dafür, oder sollen wir den Zug nehmen?«

»Ich gebe euch mein Ehrenwort, daß ich euch wie auf einem fliegenden Teppich nach Hause bringe.«

## 8. Kapitel

Gegen sechs Uhr abends kamen sie in Bern an und hatten nur den einen Wunsch, sofort eine Dusche zu nehmen und sich umzuziehen. Jean-Paul hatte die Mädchen vor dem Hause abgesetzt und war wieder davongefahren, ins Studio.

»Ich müßte mir die Haare waschen«, stellte Emi fest, als sie mit der Hand durch ihr Haar fuhr. »Es hat so viel Staub auf meinem Kopf, daß ich fürchte, ich habe Läuse!«

»Wer geht zuerst ins Badezimmer? Kopf oder Zahl?«

Tina nahm ein Geldstück aus ihrer Tasche und warf es hoch.

»Kopf! Also du.«

»Leihst du mir deinen Haartrockner?«

»Aber ja. Ich habe auch ein neues Ölshampoo. Willst du's versuchen?«

Schwatzend gingen sie durch den Garten und traten ins Haus. Mama streckte den Kopf durch die Küchentür, während Alexander, kläffend vor Freude, herbeilief.

»Und? Alles gut gegangen in Zürich?«

»Ganz und gar nicht.« Tina verzog das Gesicht. »Unser Krimi endet in einem Fischeschwanz.«

Mama brachte eine Flasche Limonade und Gläser.

»Hast du wenigstens Material für deine Reportage gefunden?«

Die Japanerin lächelte schwach und streichelte den Cocker.

»Wenn ich in meinem ersten Artikel die betrübliche Geschichte eines Jungen erzähle, der in Zürich zusammengeschlagen wurde, verfallen alle Leser, die ein Kind in Europa haben, in Angstzustände! Ich möchte lieber mit einem.. erbaulicheren Beispiel beginnen.«

»Es ist ein Brief da für dich«, sagte Mama, als sie die Flasche öffnete. Emi, die im Lehnstuhl saß, sauste hoch. »Aus Rom?«

Mama zeigte auf einen blauen Umschlag auf der Kommode,

und Emi stürzte sich darauf.

»Er ist von Kazu!« rief sie. Sie zerriß den Umschlag. Der Brief war mit japanischen Schriftzeichen bedeckt, die das junge Mädchen rasch überflog. Dann stieß sie einen Freudenschrei aus.

»Pek und Kazu kommen in zwei Tagen!«

»Großartig!« rief Tina. »Mit dem Flugzeug?«

»Nein, mit dem Wagen. Anscheinend sitzen sie auf dem trocknen.«

Mama warf dem winselnden Alexander einen Gummiknochen hin.

»Was der jammert, dieser Hund! Eine wahre Nervensäge. - Nun aber: wo bringen wir all die Leute unter?«

»Ach was«, warf Emi ein, »die sollen nur ins Hotel gehen.«

»Wenn sie auf dem trocknen sitzen, ist das nicht gerade das Richtige«, sagte Mama. »Wir haben im Estrich noch ein Zimmer, es ist mit alten Möbeln gefüllt. Ihr könntet da ein bißchen Ordnung und sauber machen. Und dann werden wir auch einen Küchendienst organisieren.«

»Kazu kocht sehr gut«, erklärte Emi. »Ausgezeichnet.« Mama warf einen Blick auf ihre Uhr und stand auf. »Wenn wir schon vom Kochen reden: Papa kommt in zehn Minuten heim, und es ist noch nichts bereit fürs Essen.«

»Ich helfe dir«, sagte Tina, »Emi geht sich duschen und die Haare waschen. Wo ist Beat?«

»Bei einem Kameraden; sie bereiten einmal mehr die Revolution vor, nehme ich an. Übrigens: heute abend wird im Studio ›Anna Karenina‹ gegeben. Wenn wir früh genug essen, können wir alle miteinander hingehen.«

Emi stieg in den ersten Stock hinauf und verschwand im Badezimmer, Tina folgte ihrer Mutter in die Küche.

»Ich möchte heute abend eine Pizza machen«, sagte Mama,

»mit viel Käse, Oliven und frischen Tomaten. Zum Nachtisch gibt es Erdbeeren.«

»Herrlich! Ich mache den Salat: Peperoni, Gurken und Kresse. Ist das recht?«

Tina war gerade dabei, eine Sauce zu schlagen, als Papa erschien, den ›Bund‹ unter dem Arm und von Alexander mit ekstatischem Bellen empfangen.

»Welch seltener Anblick! Gattin und Tochter zusammen in der Küche!«

»Gattin und Tochter werden vom Hunger getrieben«, antwortete Mama fröhlich. »Willst du einen Aperitif? Setz dich auf die Terrasse. Es ist dort kühl. Was gibt es Neues im Büro?«

»Nichts Besonderes. Warm wie überall.« Er fischte eine schwarze Olive aus dem Schälchen. »Wo ist meine neue Tochter?«

»Sie wäscht sich die schmutzigen Haare«, sagte Tina. »Wie prosaisch, wenn es sich um eine reizende Japanerin handelt«, protestierte Papa.

»Emi ist eine sehr prosaische Japanerin. Magst du Greta Garbo?«

»Ich begreife den Zusammenhang nicht.«

»Heute abend wird ›Anna Karenina‹ gegeben. Kommst du mit uns?«

»Wenn die Gegenwart eines ›Zittergreises‹ die junge Generation nicht stört, komme ich gerne mit.« Ein Glas Martini in der einen Hand, die Zeitung in der ändern und Alexander auf den Fersen, ging Papa auf die Terrasse hinaus. Er lockerte seine Krawatte, streckte sich in einem Liegestuhl aus und seufzte vor Behagen.

Das Telefon läutete. Mama kam gerade daran vorbei und nahm den Hörer ab.

»Hallo. Ja? Wie? Ja, das ist hier, aber...«

Sie schien nicht recht zu verstehen. Mit dem Hörer in der Hand machte sie Tina Zeichen. Diese lief herbei, ihre Hände voller Öl. Sie faßte den Hörer mit den Fingerspitzen und preßte ihn zwischen Ohr und Schulter. Eine gedämpfte, ferne Stimme wie aus einem falsch eingestellten Mikrofon war zu vernehmen. Die Stimme sprach englisch, aber ruckartig und mit entsetzlichem Akzent. Schließlich verstand Tina:

»May I speak with Miss Emi Tanaka?« Es folgte eine Reihe unartikulierter Geräusche, so als ob der Bursche aus New York anriefe.

»Yes, of course!...« Tina schrie, um sich durch den Lärm hindurch verständlich zu machen. »Wait a minute, please...« Ihr klägliches Englisch verwünschend, raste sie die Treppe hinauf und trommelte an die Tür des Badezimmers, aus dem das Surren des Haartrockners tönte.

»Emi!«

»Was gibt's?«

Die Tür ging auf, und Emi zeigte ihr braun gebranntes Gesicht. Ohne Makeup schien sie sechzehnjährig. Sie hatte die Haare nicht gewickelt. Sie waren beinah trocken und bildeten einen dicken dunklen Kranz, den sie dann mit Brillantine zähmte.

»Telefon!« keuchte Tina.

»Aus Rom?« stammelte die andere ganz erregt.

»Weiß nicht. Der Bursche radebrecht englisch. Es ist vielleicht dein Bruder.«

Emi warf ihr einen finsternen Blick zu.

»Mein Bruder spricht Französisch und Englisch, er radebrecht nicht. Also ist er es nicht.«

Sie rannte eilig die Treppe hinab, indem sie noch die Kordel ihres weißen Bademantels knüpfte. Außer Atem nahm sie den Hörer auf.

»Ja?«

Sofort änderte sich ihr Gesichtsausdruck, wurde aufmerksam, beunruhigt. Die beiden kleinen vertikalen Falten erschienen zwischen ihren Brauen. Sie begann hastig einige Fragen auf japanisch zu stellen. Plötzlich hörte man einen »Klick«, und Emi stand da mit verdutztem Gesicht, den Hörer in der Hand.

»Was ist los?« rief Tina.

»Er... er hat abgehängt!« sagte Emi, völlig verwirrt.

»Aber wer denn?«

»Takeo Suzuki.«

Langsam legte Emi den Hörer auf die Telefongabel zurück. »Er wollte mir etwas mitteilen, aber wir wurden unterbrochen.«

Tina riß die Augen auf.

»Du meinst, daß jemand ihn daran hindern wollte, zu sprechen?«

Emi nickte. Sie strich nachdenklich eine feuchte Haarsträhne zurück, die ihr in die Stirn hing.

»Tina, die Sache gefällt mir nicht. Morgen früh fahren wir zurück nach Zürich.«

»Wenn es sein muß!« seufzte Tina ergeben. »Aber Jean-Paul wird uns nicht begleiten können, er hat den ganzen Tag Sendung.«

Plötzlich kam ihr etwas in den Sinn:

»Wieso kennt Takeo meine Telefonnummer?«

»Ich ließ ihm deine Adresse da, für alle Fälle...«

»Du erinnerst dich: es gab kein Telefon bei ihm«, stellte Tina fest. »Er muß also ausgehen, um anzurufen...«

»Ja. Da war auch ein schrecklicher Lärm. Man hatte den Eindruck, er rief aus einer überfüllten Kneipe an... oder aus einem Flughafen!«

Sie schauten einander schweigend an. Mama, die auf die

Terrasse gegangen war, kam wieder in den Salon zurück.

»Was ist denn los? Ihr macht ja schöne Gesichter! Geht's vorwärts mit eurer Untersuchung?«

»Mit seltsamen Rückfällen«, seufzte Tina. »Wir müssen morgen früh wieder nach Zürich.«

»Dann wäre es besser gewesen, ihr hättet dort übernachtet«, sagte Mama. »Und dein Salat, Tina? Wir sterben vor Hunger.«

»Ich komme gleich!« Tina stürzte in die Küche, während Emi die Treppe hinaufannte und rief: »In fünf Minuten bin ich bereit!«

## 9. Kapitel

Im Speisewagen vor einem Kaffee sitzend, betrachteten Tina und Emi die Landschaft mit trüben Augen. Sie hatten sehr wenig und sehr schlecht geschlafen. Am Abend vorher war die ganze Familie nach dem Kino ins Cafe »Spatz« gegangen, um etwas zu trinken. Leute vom Radio hatten sich mit an ihren Tisch gesetzt - der »Spatz« war ihr Stammlokal -, während Herr Donati einen Dienstkameraden traf, den er seit fünf Jahren aus den Augen verloren hatte, und Emi den Aufmerksamkeiten eines leicht betrunkenen, jungen Lausanners ausgesetzt war, der Japan kannte und fast vor Rührung weinte.

Gegen Mitternacht waren alle heimgegangen. Zu Hause hatten Tina, Emi und Beat, von plötzlichem Heißhunger befallen, den Kühlschrank geplündert, belegte Brote mit Thunfisch und Käse zubereitet und mit Weißwein begossen. Bei Kerzenlicht hatte sich das Gelage sehr lustig bis drei Uhr morgens hingezogen.

Als Tina und Emi dann nach kurzem Schlaf in den Spiegel schauten, schrien beide vor Entsetzen: die Gesichter fahl, die

Augen trüb. Nur einen Wunsch hatten sie: sich wieder ins Bett legen und schlafen bis Mittag! Die Reise im Morgengrauen nach Zürich kam ihnen vor wie ein ganz übler Scherz. Der Kaffee und die frischen Brötchen gaben ihnen wieder etwas Energie, und eine Zigarette versetzte sie vollends in gute Laune. Als sie dann gegen zehn Uhr in Zürich ankamen, fühlten sie sich wieder ganz in Form und wären bereit gewesen, zu Fuß auf den Uetliberg zu steigen.

Die Tram brachte sie in die Nähe der Gutenbergstraße und für den Rest des Weges brauchten sie bloß ein paar Minuten. An diesem Morgen roch das Treppenhaus von Nummer dreizehn außer nach Bohnerwachs auch nach abgekochter Milch. Im zweiten Stock stand die Tür halb offen. Tina drückte trotzdem gewissenhaft auf die Klingel. Aber niemand reagierte. Die Mädchen wechselten einen Blick und traten dann ein. Absolute Stille. Takeos Zimmer lag am Ende des Korridors. Emi klopfte diskret. Keine Antwort. Emi klopfte stärker. »Schläft er, oder was ist los?«

Entschlossen drückte sie auf die Klinke. Die Tür ging auf. Tina und Emi trauten ihren Augen kaum, als sie das Zimmer leer sahen. Auf der Matratze lagen die gewürfelten Decken peinlich genau zusammengefaltet. Leere Kleiderbügel hingen im offenen Schrank. Auf dem Tisch war nur noch ein sorgfältig gereinigter Aschenbecher.

Eine ganze Weile standen die Mädchen wie gelähmt da. Dann sagte Emi auf japanisch ein sehr kurzes Wort, vermutlich einen Fluch. Emi trat ins Zimmer und ließ sich ganz einfach aufs Bett fallen, daß die Sprungfedern krachten. Ihre Augen irrten im Raum umher. Sie schwieg. Man hörte Schritte. In ihrem gewohnten pflegeleichten Kleid und der geblühten Schürze erschien Frau Weber mit bestürztem Gesicht an der Tür.

»Aber... was tun Sie denn hier?«

»Die Türe war offen, und wir kamen herein«, sagte Tina so



ruhig wie sie nur konnte.

»Sie suchen Takeo?« Frau Weber sah ehrlich verwundert aus.  
»Er ist gestern abend abgereist.«

»Abgereist? Wohin denn?« Emi runzelte die Stirn.

»Ich weiß es nicht. Es kam für mich ganz unerwartet. Das Zimmer war bis Ende des Monats bezahlt, und eigentlich sollte der arme Kerl noch im Bett bleiben. Aber kurz nachdem Sie weggegangen waren, kamen die beiden jungen Herren...«

»Welche jungen Herren?«

»Oh, Freunde von ihm. Sehr nette übrigens...«

»Japaner?«

»Nein, nein. Amerikaner, glaube ich. Ein großer Blonder mit kurz geschnittenen Haaren« - Frau Weber verbarg keineswegs, daß Bürstenschnitt ihr einen günstigen Eindruck machte - »und ein Kleinerer mit Brille. Sehr sauber, sehr gepflegt. Sie haben eine ganze Weile laut diskutiert, und ich machte ihnen Kaffee. Danach teilte mir Takeo mit, er verreise mit seinen Freunden.«

»Um wieviel Uhr ungefähr kamen sie?« fragte Emi.

»Gegen sechs Uhr abends. Ich bin ein bißchen mißtrauisch, wissen Sie. Ich lasse nicht jeden beliebigen herein. Besonders seit dem Mißgeschick dieses armen Takeo. Aber die beiden jungen Leute sahen anständig aus.«

Tina und Emi schauten einander an. Sie dachten beide dasselbe. Takeo hatte gegen sieben Uhr telefoniert. »Es war ein schrecklicher Lärm«, hatte Emi festgestellt. »Man hatte den Eindruck, er rufe aus einem Flughafen an.«

Tina sagte resigniert: »Er war also doch in Kloten.«

Emi ergriff ihre Handtasche und stand auf.

»Sicher hat er keine Adresse zurückgelassen?«

»Leider nicht. Aber er hat versprochen, mir eine Postkarte zu schicken. Ich möchte doch wissen, wie es ihm geht. Ich hoffe,

seine Nase ist bald wieder geheilt. Das ist sehr schmerzhaft, eine gebrochene Nase.«

»Das meine ich auch«, brummelte Emi. Sie ging nachdenklich im Zimmer umher. Plötzlich bückte sie sich und zog den Papierkorb unter dem Tisch hervor. Unter Frau Webers recht verdrießlichen Blicken begann sie, darin herumzuwühlen, fischte Orangenschalen heraus, eine zerknüllte »Camel«-Packung, ein Stückchen Heftpflaster und schließlich einzelne Fetzen eines zerrissenen Briefumschlags, die sie mit der flachen Hand glättete und auf dem Boden aneinander reihte.

»Tina, hast du etwas zum Schreiben?« fragte sie aufgeregt. Tina öffnete ihre Handtasche, nahm Kugelschreiber und Notizbuch heraus, kauerte sich auf den Boden und notierte die Adresse von der Rückseite des Umschlags, den Emi zusammengesetzt hatte:

Harald Nilsson, Sturegaten 41, Stockholm.

## 10. Kapitel

Sie standen wieder auf der Straße und hatten sich noch nicht recht erholt. Aber Emi hatte bereits ihre Idee im Kopf. Sie faßte Tina am Handgelenk, zog sie fort und ließ ihr keine Zeit zum Überlegen.

»Komm schnell! Wir nehmen ein Taxi.«

»Wohin?«

»Zum ›Katzenfisch‹!«

Kurze Zeit später stiegen die Mädchen vor dem Cafe aus. Es war noch geschlossen wie am Tag vorher zur selben Zeit. Während Tina das Taxi bezahlte, läutete Emi. Die Türe ging beinah sofort auf. Mit offenem Munde fixierten Emi und Tina die Person, die vor ihnen stand. Es war Karin Tobler, aber nicht

wiederzuerkennen. Sie trug eine prächtige, braune Perücke, die sie um zehn Jahre verjüngte, falsche Wimpern und keine Brille. Ihre Augenlider waren lila geschminkt. Gekleidet war sie in einen indischen Kasack aus weißem Musselin und eine granatrote Seidenhose.

Einen Augenblick lang schauten alle drei einander staunend an, während sich eine leichte Röte unter dem Makeup der Frau ausbreitete. Endlich stammelte sie:

»Ich war gar nicht auf Sie gefaßt.. Sie haben nicht telefoniert.«

»Verzeihen Sie«, Emi drängte sich direkt und nicht sehr höflich in den Ausgang hinein. »Können wir einen Augenblick miteinander reden?«

»Ja, sicher.«

Sie hatte sich wieder in der Gewalt und bemühte sich um eine ungezwungene Haltung. Aber die Mädchen ließen sich nicht täuschen. Karin Tobler hätte ihnen gern die Türe vor der Nase geschlossen, wenn sie den Mut dazu gehabt hätte. Um sie zu besänftigen, schenkte ihr Tina ein entwaffnendes Lächeln. »Sie sind sehr hübsch...«

Die Frau zuckte mit den Wimpern.

»Oh, wissen Sie, der Beruf verlangt das. Wenn man ein Cafe führt, muß man sich etwas herrichten.« Sie ließ sie ins halbdunkle Lokal eintreten und schaltete die Beleuchtung ein.

»Möchten Sie etwas trinken?«

Emi nahm ihre Kent heraus und legte sie auf den Tisch. »Ja. Zwei Espresso mit viel Zucker.«

Während die Frau sich hinter dem Schanktisch zu schaffen machte, zündeten Tina und Emi ihre Zigaretten an. Die Japanerin blickte Tina an als wolle sie sagen: »Los! Greif an!«

Lässig fragte Tina :

»Wann haben Sie Takeo Suzuki zuletzt gesehen?«

Wenn Karin Tobler überrumpelt war, so zeigte sie es jedenfalls nicht.

»Am Abend vor seinem Unfall natürlich. Seither habe ich ihn nicht wieder gesehen. Die Polizei hat mir mitgeteilt, was ihm zugestoßen ist.«

Emis Finger trommelten auf den Tisch.

»Rechnet Takeo damit, wieder bei Ihnen zu arbeiten?«

Karin Tobler lächelte freundlich.

»Ganz gewiß. Er schrieb mir einen kurzen Brief, in dem er mir mitteilte, er werde die Arbeit Anfang nächster Woche wieder aufnehmen, sobald es mit seinem Arm besser gehe.«

»Er ist abgereist«, sagte Emi.

Die Frau, die gerade den Kaffee in die Tassen goß, hob erstaunt den Kopf.

»Wer ist abgereist?«

»Takeo. Er hat sein Zimmer gestern abend aufgegeben, ohne eine Adresse zurückzulassen.«

Allgemeines Schweigen. Karin Tobler setzte Zuckerdose und Rahmtöpfchen auf das Tablett. Sie machte eine ungeschickte Bewegung. Ein Löffelchen fiel klirrend zu Boden. Mechanisch nahm die Frau ein anderes.

»Woher wissen Sie das?« fragte sie schließlich.

Sie sprach langsam, vorsichtig, die Worte genau abwägend.

»Wir kommen aus seiner Wohnung«, sagte Emi. »Er hatte nichts mehr zu lesen und hatte mich gebeten, ihm japanische Zeitungen zu bringen. Als wir ankamen, war niemand mehr da! Das war ein wenig... verwirrend.«

Wieder Stille. Dann sagte Karin Tobler mit abwesendem Blick: »Ich verstehe das nicht. Er teilte mir seine Abreise nicht mit. Das überrascht bei einem so korrekten Jungen.«

»Zweifellos wird er Ihnen eine Postkarte schicken«, bemerkte

Tina.

Die Frau ging um den Schanktisch herum, brachte das Tablett und stellte es auf den Tisch.

»Wie unangenehm«, seufzte sie, während sie die Untertassen und Tassen hinstellte. »Jetzt muß ich einen andern Kellner suchen. Bei dem Personalmangel wird das nicht leicht sein.«

»Das ist heute so!« sagte Tina.

Karin Tobler fuhr mit ihren violetten Fingernägeln durch die dunkle Perücke.

»Ich kann es einfach nicht glauben.«

»Und doch ist es so.« Emi schüttete zwei Portionen Zucker in ihren Kaffee, rührte um und trank.

Mit sanfter Stimme fragte Tina: »Haben Sie keine Ahnung, wo er hingegangen sein könnte? Hatte er Freunde in der Schweiz... oder im Ausland?«

Karin Tobler kniff nachdenklich die Lippen zusammen. »Nach dem, was er mir gesagt hat, kannte er niemanden. Er reiste allein. Von Zeit zu Zeit erhielt er Briefe. Aus Japan, glaube ich.«

»Und aus Schweden?« sagte Tina leise. Karin Tobler warf einen ausdruckslosen Blick auf das junge Mädchen. Ein sehr feiner Regenbogenschimmer auf der Iris verriet, daß sie Kontaktgläser trug.

»Aus Schweden? Warum aus Schweden?« Emi sah auf ihre Uhr und stieß den Stuhl zurück. »Tina, wir müssen gehen! Unser Zug fährt in zwanzig Minuten.« Sie stopfte ihre Zigaretten in die Tasche und wandte sich mit sanftem Lächeln an die Frau:

»Verzeihen Sie unser Eindringen! Wieviel machen die Espressi?«

»O nein«, sagte Karin Tobler, »schon in Ordnung.« Sie ging ihnen voran zur Tür und löschte das Licht. Als Emi in den Gang

hinaus trat, wandte sie sich noch einmal um und fragte in gleichgültigem Ton:

»Wie war doch nur der Name des Inspektors, der sich mit der Sache befaßte?«

»Inspektor Obermeyer«, sagte die Frau. »Ich dachte, Sie wären auf dem laufenden!«

Emi setzte ein bedauerndes Lächeln auf. »Entschuldigen Sie! Ich habe solche Mühe, mir die Schweizer Namen zu merken. Natürlich, Inspektor Obermeyer.«

An der Straßenecke war eine Telefonkabine. Emi schob Tina hinein und öffnete ihr das Abonnentenverzeichnis.

»Sieh nach diesem Inspektor und bitte ihn um eine Unterredung. Dringend! Wir müssen uns nach den beiden Amerikanern erkundigen.«

»Emi, dein Kommissar-Maigret-Talent in Ehren! Aber um fünf Uhr habe ich eine Direktsendung, und wenn ich nicht da bin...«

»Mach dir keine Sorgen, wir kommen rechtzeitig zurück. Wenn dieser Inspektor aufgeschlossen ist, brauchen wir nur fünf Minuten. Ich hoffe, ich habe meinen Presseausweis.« Sie wühlte nervös in ihrer Handtasche. »Das wirkt seriöser.«

Das Büro von Inspektor Obermeyer befand sich an der Schützengasse im fünften Stock eines Gebäudes, das wie ein banales Geschäftshaus aussah. Kein Polizist in Uniform, weder vor der Türe noch in den Gängen. Aber alle Herren, die man im Vorzimmer sah, hatten einen festen, durchdringenden Blick. Instinktiv zogen Tina und Emi die Köpfe ein. Ein Jüngling in der Haltung eines frühreifen Papierkritzlers führte sie in ein niedriges, sehr düsteres Zimmer mit unbequemen Möbeln.

Inspektor Obermeyer, groß und hager, gehörte zu jener Art von Leuten, die bei strahlendem Himmel und dreißig Grad Wärme im Regenmantel und mit dem Schirm unterm Arm

ausgehen. An seinen dicken Fingern hatte er gelbe Nikotinspuren, und sein vorspringender Adamsapfel ragte über den Hemdkragen hinaus. Das Erscheinen der beiden Mädchen entzündete einen kleinen Funken in seinen grauen Augen, der aber sogleich wieder erlosch, während er ihnen zwei harte Stühle anwies. Dann wartete er schweigend und spielte mit einem Papiermesser. Tina erklärte ihm in wenigen Sätzen den Grund ihres Besuchs. Während er zuhörte, nahm Obermeyer aus einer Schachtel eine große Zigarre, schnitt ihr sorgfältig die Spitze ab und zündete sie an.

»Ich muß Sie enttäuschen«, sagte er mit schleppender Stimme. »Aber ich glaube, nicht in der Lage zu sein, Ihnen andere Auskünfte zu geben als die, welche bereits der Presse mitgeteilt wurden.«

Tina dachte, dieser Inspektor müsse schwerhörig sein und wiederholte:

»Ich habe Ihnen gesagt, daß Fräulein Tanaka aus Tokio kommt, um eine Reportage über die japanischen Studenten in Europa zu machen.«

»Ich habe das verstanden«, sagte der Inspektor, den dieser Ausfall eiskalt ließ. Er blies eine Rauchwolke in die Luft und murmelte vor sich hin:

»Er ist also verschwunden...« Das war zunächst alles. Die Ellenbogen auf dem Tisch, kaute er an seiner Zigarre. Nach einer Weile fragte er mit abwesendem Blick: »Und was möchten Sie nun genau wissen?«

Tina war erbittert.

»Wir möchten wissen, ob nach Ansicht der Polizei eine Beziehung besteht zwischen den beiden Amerikanern und Takeo Suzuki.«

»Möglich, aber ohne konkrete Hinweise«, antwortete Obermeyer kalt. »Übrigens könnte Ihre Intervention die bereits verwickelten Fäden dieser Geschichte noch mehr durcheinander

bringen. Die Presse kompliziert meistens nur die Arbeit der Polizei.«

Tina wurde rot vor Zorn. Wenn ich ihm jetzt antworte, sage ich eine Frechheit, dachte sie. Im selben Moment richtete Emi ihre schwarzen Augen mit einem Lächeln auf den Inspektor:

»Eine einzige Frage: Wo befinden sich zur Zeit die beiden im ›Katzenfisch‹ verhafteten Amerikaner?«

»Man hat sie wieder freigelassen«, sagte der Inspektor, indem er einen Seitenblick auf Emis Augenlider warf, die blau und grün schillerten wie Insektenflügel. »Die... Beweise waren nicht ausreichend.«

Emis Ausdruck war ohne jede Bosheit, als sie bemerkte: »Man sagt, ihre Familien seien.. sehr einflußreich.«

»Ein Zusammenhang, der für die Polizei zufällig ist«, gab der Inspektor kühl zurück.

Emis Lächeln blieb honigsüß, als ihre Stimme die Silben hämmerte: »Die Beamten der UNO genießen diplomatische Immunität und Privilegien, nicht wahr?« Wieder ein Rauchschwall. Wie Gottvater verbarg sich Inspektor Obermeyer in den Wolken. - »Das hängt von den Umständen ab.«

»Ja«, sagte Emi, »ich nehme an, im vorliegenden Fall haben die Familien von gewissen.. Erleichterungen profitiert, um die nötige Kautions für die Freilassung zu hinterlegen.«

Obermeyer schob die Zigarre von einem Mundwinkel in den andern.

»Dies, mein Fräulein, geht nur die Polizei an«, warf er trocken hin. »Und jetzt wollen Sie mich bitte entschuldigen.«

Deutlicher konnte man nicht sein. Emi und Tina standen gleichzeitig auf.

»Danke, Herr Inspektor«, sagte die Japanerin immer noch liebenswürdig. »Das ist alles, was wir wissen wollten.«

Sie durchschritten das Vorzimmer, wo ihnen der junge Mann,



über seine Schreibmaschine gebeugt, zunickte. Einen Augenblick später brachte sie der Lift ins Erdgeschoß.

»Ekelhafter Kerl!« platzte Tina heraus.

»Er muß leberkrank sein, oder er hat Unannehmlichkeiten mit seiner Frau.« Emi schüttelte sich. »Und diese Zigarre!«

»Auf alle Fälle sind wir jetzt sicher, daß Takeo und die Amerikaner einander kannten«, sagte Tina.

Emi nickte.

»Ja. Aber ich kann nicht glauben, daß Takeo ein Dealer ist, das paßt nicht zu ihm. Außerdem, solche Typen stehen nicht hinter dem Schanktisch und spülen Geschirr. Die sonnen sich in Saint-Tropez.«

»Immerhin benimmt er sich sonderbar.«

»Der Arme ist völlig durcheinander. Kein Wunder! Was würdest du tun, wenn die Fabrik deines Herrn Papa sechshundert Tonnen vergiftete Abfälle ins Meer geschüttet hätte?«

»Ich sehe Jean-Paul heute nachmittag im Radio«, sagte Tina.  
»Ich werde ihm Bescheid sagen.«

Dann schaute sie auf ihre Uhr und stieß einen Schrei aus.

»Emi, jetzt wird es ernst. In genau sechs Minuten fährt unser Zug. Reicht dein Atem aus?«

»Ich habe dir mitzuteilen, daß ich an der Universität Siegerin im Zweihundertmeterlauf war.«

Emi bückte sich, zog ihre Pantinen aus, nahm sie unter den Arm und lief auf dem überfüllten Trottoir davon. Die Leute wichen verdutzt zur Seite. Tina folgte so gut sie konnte. Einige Minuten später, nach einem rasenden Galopp durch die unterirdische Passage und die Bahnhofhalle, sanken sie mehr tot als lebend auf eine Bank in einem Abteil des Berner Zugs. Emi, hochrot im Gesicht und mit abstehender Ponyfranse, nahm Kamm und Puderdose hervor.

»Meine Füße sind so schmutzig wie die von Jean-Paul.« Sie bewegte ihre nackten Zehen vor den empörten Augen der Dame mit Hut, die gegenüber saß. - »Tina, ich werde alt. Ich habe nicht mehr den Atem wie mit fünfzehn Jahren.«

»Deine Waden sind jedenfalls noch in Ordnung«, stöhnte Tina außer Atem. Sie befühlte ihre brennenden Wangen. - »Ich sterbe vor Durst! Ich werde in kläglichem Zustand ins Radio kommen.«

»Keine Komplexe! Vergiß nie, daß wir prächtig sind.« Emi jonglierte mit ihrem Lippenstift.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Dame mit Hut warf einen strengen Blick auf das offene Fenster. Tina stand auf, um es zu schließen. Die Dame kuschelte sich in ihre Ecke. Während Emi sich kämmte, zog Tina das Notizbuch hervor, in dem sie die Adresse aus Takeos Zimmer notiert hatte.

»Harald Nilsson, Sturegaten 41«, las sie halblaut. Da war etwas nicht klar.

»Emi, warum hat Takeo sorgfältig alle Spuren verschwinden lassen, aber den Papierkorb nicht geleert?«

Emi fuhr zusammen und ließ die Hand mit dem Kamm sinken.

»Warum hat er uns telefoniert, als er schon im Flughafen war?« fuhr Tina fort.

Sie blickten sich an und der gleiche Gedanke stieg in beiden auf.

»Es ist, als hätte er gewollt, daß wir in seine Wohnung gingen... und hätte keine andere Möglichkeit gefunden, um uns diese Adresse mitzuteilen!«

Wieder schwiegen sie. Der Zug fuhr lärmend durch einen Tunnel. Als es wieder hell wurde, wies Tina auf das Notizbuch hin.

»Kein Zweifel: Takeo ist in Stockhohn!«

»Du hast recht«, flüsterte Emi. »Er wollte, daß wir diese Adresse finden. Man könnte... man könnte sagen, ein Hilferuf.«

»Es wird wieder Leute geben, die behaupten, die Journalisten hätten zuviel Phantasie«, seufzte Tina.

Emi entfernte sorgfältig ein Haar aus ihrem Kamin. »Das ist nicht Phantasie, sondern ein durch die Umstände bedingter Gedanke.«

»Was sollen wir nun tun?« fragte Tina. »Takeo wird doch nicht glauben, wir werden ihm nach Stockholm folgen? Wenn wir uns getäuscht hätten, stünden wir schön da!«

»Wer weiß?« In Gedanken versunken ordnete Emi Lippenstift, Kamm, Wimpertusche und Puderdose.

»Ich habe eine Idee!« Sie schaute wieder auf. »Mein Bruder arbeitete acht Monate im Filmarchiv von Stockholm. Er hat eine Menge Leute getroffen. Wenn der Kerl, dessen Name auf dem Briefumschlag stand, irgendwelche Beziehungen zu Japanern hat, kennt ihn Kazu vielleicht...«

»Die Chance steht eins zu tausend«, meinte Tina.

Plötzlich hellte sich Emis Gesicht auf.

»Tina, es ist ja unglaublich! Bei all diesen Aufregungen vergeht die Zeit wie der Blitz. Noch ein Tag,... und Pek ist da!«

»Du sprichst gar nicht von deinem Bruder.«

»O der!« Emi machte eine Grimasse. »Er interessiert mich viel weniger. Übernimm du ihn, wenn es dir Spaß macht. Ich bin anderweitig beschäftigt.«

## 11. Kapitel

»Meine Liebe, du bist unvergleichlich.« Jean-Paul schlürfte einen ungenießbaren Kaffee aus einem Kartonbecher. »Du und

Emi, ihr könntet perfekte Detektive abgeben. Nun plantschen wir also im schönsten Krimi herum.«

Tina lachte. Es war halb sechs Uhr. Eine Direktsendung war gerade fertig und eine zweite würde in zehn Minuten beginnen. Sie hatte die kurze Pause benützt, um sich mit Jean-Paul in der Studiokantine zu treffen.

»Emis Bruder und sein italienischer Kollege kommen morgen. Emi hofft, ihr Bruder werde einiges aufklären können.«

»Wir werden Kriegsrat halten«, entschied Jean-Paul. »Die beiden Yankees werden uns bis zum Jüngsten Gericht auf dem Halse haben. Wir werden die Wahrheit...«

»Himmel! Meine Sendung!« schrie Tina. »Ich muß gehen!«

»Halt!« Jean-Paul schwang seine langen Arme wie eine Windmühle. »Was macht ihr heute abend?«

»Putzen! Wir müssen ein Zimmer für unsere Gäste bereit machen. Ciao!«

Sie rannte die Treppe hinunter, während Jean-Paul, gefolgt von Moliere, resigniert auf den Liftknopf drückte, um sich in die Aufnahmeräume im fünften Stock zu begeben.

Gegen acht Uhr, nach einem rasch verzehrten Imbiß - die Eltern aßen in der Stadt und würden nicht vor Mitternacht heimkehren -, stiegen Tina und Emi in Blue Jeans und Schürzen auf den Estrich. Beim gelblichen Licht einer verbeulten Lampe betrachteten sie das Chaos. Unter dem Dach war es heiß wie in einem Schwitzbad; das Zimmer war seit Monaten oder gar seit Jahren nicht mehr gelüftet worden. Alles war von einer dicken Staubschicht bedeckt: verschnörkelte Möbel, ein Stoß alter Romane, ein ausgestopfter und von Motten zerfressener Fuchs, auseinanderfallende Bilderrahmen und schließlich eine Sammlung verblaßter Fotos: alles Aufnahmen von Steinen, denn Herr Donati widmete sich in seiner freien Zeit der Paläontologie.

»Schönes Durcheinander!« seufzte Tina. Sie stolperte über einige Koffer, um die eingerosteten Fensterläden zu öffnen, die knarrend aufgingen. Laue Abendluft strömte in den Bodenraum. Das Fenster war von unentwirrbaren Efeuranken umgeben.

»Dein Bruder und Pek werden Motten in ihren Betten finden und Spinnen in ihren Pyjamas!« sagte sie lachend.

»Wann kommen sie?«

»Morgen im Laufe des Tages. Sie müssen in Mailand übernachten.« Sie machten sich an die Arbeit, entstaubten, wuschen auf, räumten um, eine gute Stunde lang. Beat, der seine Aufgaben beendet hatte, streckte neugierig den Kopf durch die halb geöffnete Tür.

»Tüchtig, tüchtig, meine Hübschen! Die Muskelarbeit stimuliert und bietet einen ausgezeichneten Ausgleich zu intellektueller Anstrengung.«

»Sehr wahr«, antwortete Tina, rot im Gesicht und zerzaust. Sie warf ihm einen Besen zu, den er elegant auffing.

»Da, nimm! Du kannst den Staub über dem Schrank entfernen.«

»Die Ausbeutung der Gymnasiasten nach dem Schulunterricht sollte von Gesetzes wegen verboten sein.« Mit zweifelnder Grimasse prüfte Beat die Festigkeit eines schwankenden Stuhls, stieg hinauf und fuchtelte mit dem Besen unter der Decke herum.

Sauber geputzt und aufgewaschen, war das Zimmer direkt präsentabel. Zwei Matratzen wurden auf den Boden gelegt. Tina stöberte zwei Kopfkissen auf; das eine mit einem großen Riß, aus dem die Federn quollen, wurde so gut wie möglich wieder genäht. Schließlich kamen noch zwei Decken dazu.

»Phänomenal!« Die Hände in die Hüfte gestützt, betrachtete Emi das Resultat ihrer Anstrengungen. »Ich hoffe, Pek und mein Bruder werden es zu schätzen wissen!«

»Hoffen wir es!« sagte Tina. »Aber es ist unerträglich, wie dieser ausgestopfte Fuchs stinkt. Beat, trag das Tier in den Keller!«

»Die niedrigen Verrichtungen werden immer auf mich abgeschoben«, brummte er, packte das widerliche Biest am Schwanz und rannte mit zugehaltener Nase die Treppe hinunter. Einen Augenblick später hörte man ihn aus dem Erdgeschoß rufen:

»Tina... he, Tina!«

Zerzaust und voller Staub wie sie war, ergriff Tina den Besen und den Eimer mit dem schmutzigen Wasser, öffnete mit einem Fußtritt die Tür und trat in den Gang hinaus.

»Ja! Hör auf zu schreien. Was...«

Sie verstummte. Stand da mit offenem Mund. Vor ihr im Halbdunkel erschien Winnetou.

## 12. Kapitel

Grund genug, überrascht zu sein. Er war ungefähr ein Meter achtzig groß, hatte Schultern eines Schwimmers, gebräuntes Gesicht, schwarze, dichte Haare. Die länglichen Augen zogen sich bis gegen die Schläfen hin. Er trug eine braune Samthose mit breitem Ledergürtel und ein weiches, weißes Hemd. Der Eindringling, keineswegs verwirrt, betrachtete Tina mit liebenswürdigem Spott.

»Tut mir leid, wenn wir im falschen Moment kommen. Die Haustür war offen...«

»Kazu!« schrie Emi und kam vom Dachboden her wie ein Teufel aus der Kiste. »Aber... was tust du denn hier?«

Der junge Japaner wies mit dem Daumen über die Schulter zurück.

»Das mußt du Pek fragen. Er raste mit hundertzwanzig auf der Autostrada del Sole. Er hatte es eilig herzukommen, nehme ich an.«

»Oh, oh...«, stammelte Emi nur. Für einmal fand sie keine Worte mehr.

Von Beat begleitet, der, von den Ereignissen überrannt, noch immer seinen Fuchs mitschleppte, stieg Giuseppe Lamponi, genannt Pek, die Treppe herauf mit einem riesigen Koffer. Für einen Italiener hatte Pek nicht viel Lokalkolorit. Seine krausen Haare hatten die Farbe von reifem Korn. Seine Augen waren braun und sein Teint durchscheinend. Er trug beige Jeans und ein enganliegendes, marineblaues Hemd von tollem Schick.

»Emi! Cara mia!« brüllte er mit Stentorstimme, die durchs ganze Haus hallte. Er stellte seinen Koffer auf Beats Zehen und breitete die Arme aus. Emi glitt wie ein Pfeil an Tina vorbei, in halsbrecherischem Tempo die Treppe hinab und warf sich in die Arme des Italieners, der sie strahlend an sich zog. Ans Treppengeländer gelehnt, betrachtete Kazu vergnügt die Szene. Sein Blick begegnete demjenigen von Tina.

»Mich umarmt sie nicht«, sagte er. »In Japan ist das nicht üblich. In Italien dagegen tut man es.«

»Ich...«, stotterte Tina, indem sie hastig einige Haarsträhnen hinter die Ohren strich. »Wir machten gerade Ihr Zimmer bereit.«

»Tatsächlich?« Kazuyuki kam die Treppe herauf, pflanzte sich vor die Dachstube und stieß einen Pfiff der Bewunderung aus.

»Direkt unter dem Dach, sehr romantisch! Da hat es sicher Tauben.«

»Nein, nur Spinnen und Fliegen«, lachte Tina, die ihre Ruhe wiedergewonnen hatte. »Ihr werdet sie in euren Betten finden.«

Pek erschien, den Arm immer noch um Emi gelegt.

»Herrlich!« rief er. »Dieses Zimmer! Im nächsten Augenblick steigt Dracula, der Vampir, durchs Fenster.«

Mit blutgieriger Miene bewegte er seine langen Finger vor Beats Nase. Sein Blick fiel dabei auf den Fuchsbalg.

»Ah! Was ist das?«

»Der stinkt.« Tina machte eine Grimasse. »Beat sollte ihn deswegen in den Keller bringen.«

»Nicht daran zu denken!« protestierte Pek. »Uns dieses beste Stück zu entführen.«

Er nahm Beat den Fuchs aus den Händen und stellte ihn feierlich auf die Kommode.

»Prächtig! Und daß niemand ihn mit einem Staublappen berührt! Wir werden ihn jeden Morgen mit einem Desodorant besprayen.«

»Habt ihr Hunger?« lachte Tina.

»Mmm...« Pek rieb seine Magengegend. »Ich gebe zu, ein kleiner Imbiß...«

»Gut«, sagte Tina. »Kümmert euch um das Gepäck. Beat und ich gehen in die Küche.«

»In dieser Familie nützt man meine Güte und mein Zartgefühl aus«, brummte Beat, während er hinter seiner Schwester die Treppe hinunterlief. - »Was soll ich denn jetzt noch tun?«

»Du setzt einen Liter Wasser zum Kochen auf, gibst eine Suppe aus dem Beutel hinein und rührst um. Dazu wirst du wohl fähig sein, nicht?«

Sie blieb vor einem Spiegel stehen und stöhnte vor Entsetzen.

»Himmel! Wo ist mein Kamm?«

»Im Badezimmer. Du bist so oder so häßlich, damit mußt du dich abfinden«, erklärte das Brüderchen. Er liebte Alexander, der aufgewacht war und winselnd am Treppenfuß hin und her rannte.



»Sind alle überdreht in dieser Familie.« Während Beat sich mit der Suppe beschäftigte, holte Tina Brot, Butter, verschiedene Käsesorten und Salami hervor, um belegte Brote zu machen. Die Tür ging auf, und Kazu trat ruhig in die Küche.

»Ich fühle mich ganz überflüssig, wenn meine Schwester so verliebt tut. Oh, ein Cocker!«

Sofort setzte er ein Knie auf den Boden und rief den Hund mit einem Fingerschnippen zu sich. Alexander stürzte ohne zu zögern auf ihn zu und leckte ihm, kläffend vor Zärtlichkeit, das Gesicht.

»Gewöhnlich ist er eher mißtrauisch«, sagte Tina. Der Japaner lachte, daß man seine Zähne sah. »Ich habe Hunde gern, vor allem Cocker.« Er stand auf, während Alexander aufgeregt um ihn herum sprang.

»Kann ich helfen?«

»Oh...«, Tina war verwirrt.

Mit langen Schritten ging Kazu in der Küche herum, steckte die Nase in den Kühlschrank, öffnete eine Schublade nach der andern.

»Also: Salz, Pfeffer, Knoblauch, Senf... Habt ihr etwas Sojasauce?«

»Nein.«

»Müßte man besorgen«, erklärte Kazu. Er nahm das Messer aus Tinas Hand.

»Sie haben hier einen Rußfleck.« Mit der Spitze seines Zeigefingers tippte er an ihr Kinn. »Wischen Sie ihn weg. Ich übernehme die Brote.«

Ganz mechanisch hob Tina den Ellenbogen, wischte den Fleck ab und schaute verwundert zu, wie Emis Bruder das Brot schnitt, Salamischeiben rollte und sie mit Rädchen aus Cornichon und Radieschen kunstvoll dekorierte. Als er ihren Blick bemerkte, lachte er.

»Ich bin Spezialist, wissen Sie. Bevor ich Fotograf wurde, schlug ich mich ein wenig auf alle möglichen Arten durch. Unter anderem arbeitete ich in der Küche des Hotels Sheraton in Stockholm!«

»In Stockholm?« rief Tina und war mit eins wieder in der Wirklichkeit.

»Ja, kennen Sie Stockholm?«

Tina hatte nicht Zeit zu antworten. Pek und Emi erschienen in der Küche. Pek griff nach der Weinflasche, die Beat soeben aus dem Schrank geholt hatte.

»Chianti!« brüllte er. »Einem Italiener Chianti anbieten! Habt ihr denn nichts anderes in dieser Baracke?«

»Es hat Saint-Saphorin im Keller«, schlug Beat vor.

»Wenn Papa vernimmt, daß man in seinem Weinkeller gekramt hat, gibt es ein Drama!« gluckste Tina. - »Beat, der Schlüssel hängt im kleinen Schränkchen bei der Tür.«

Einige Minuten später ließen sich alle vor einem riesigen Sandwichberg, einer Hühnersuppe und zwei Flaschen Saint-Saphorin im Salon nieder. Zu Kazus Füßen kauend, lauerte Alexander mit bebender Schnauze auf die Salamischeiben, die der Japaner ihm zusteckte.

Zwischen zwei Bissen erzählte Pek: »Eine Reise ohne Überraschungen, ohne Panne und ohne Zusammenstoß. In Rom ist es heiß, die Touristensaison beginnt, und es wird unerträglich. Dazu noch die tägliche Routine in ihrer ganzen Banalität und die Sehnsucht im Herzen« - Blick auf Emi - »Und ihr, was Neues?« Emi und Tina wechselten einen Blick. »Neues? Ja oder eher etwas Seltsames. Wir sind in eine dunkle Geschichte eingestiegen...«

Emi war es vor allem, die sprach, Tina begnügte sich mit einem gelegentlichen Kopfnicken. Zuerst hörten die beiden Fotografen belustigt zu, dann mit steigender Spannung. Als

seine Schwester den Namen Takeo Suzuki nannte, hörte Kazu, der gerade in ein Käsesandwich gebissen hatte, plötzlich zu kauen auf. »Wie?«

»Takeo Suzuki«, wiederholte Emi, »du weißt doch, der Sohn von...«

»Das ist nicht möglich!« unterbrach sie Kazu, so offensichtlich bestürzt, daß ihn Emi erst mißverstand; sie dachte, er glaube ihr nicht.

»Aber ja«, sagte sie gereizt, »ich sah ihn so wie ich dich jetzt sehe. Wir sprachen zusammen und...«

Kazu hörte nicht mehr zu. Er hatte rasch seinen Bissen hinuntergeschluckt und war aufgestanden.

»Pek, wo ist meine schwarze Tasche von der Alitalia?«

»Ich habe sie in unser Zimmer hinaufgebracht.« In zwei Sprüngen durchquerte Kazu den Salon, Alexander immer auf seinen Fersen, und stieg ungestüm die Treppe hinauf. Einen Augenblick später war er schon wieder da und entfaltete fieberhaft eine japanische Zeitung.

»Die ›Asahi!« schrie Emi. »Wo hast du sie aufgestöbert?«

»Ein Bekannter von der japanischen Botschaft in Rom hat sie mir gegeben«, erklärte Kazu, indem er eilig die Seiten umblätterte.

»Da, lies das!« Er hielt Emi einen Artikel unter die Nase. Kurz darauf hob sie den Kopf wieder. Aber sie sagte kein Wort.

»Was ist denn? Sag endlich etwas!« rief Tina.

»Takeo Suzuki wurde... in Stockholm gekidnappt. Seine Entführer verlangen von der Familie 50 000 Dollar Lösegeld.«

Allgemeines Schweigen. Emi und Tina blickten einander mit großen Augen an. - Dann platzte Tina heraus:

»Da stimmt etwas nicht. Ganz und gar nicht! Emi, welches Datum hat die Zeitung?«

»18. Mai.« Emi war wieder ganz, bei der Sache.

»Das war vor vier Tagen. Wir aber sind in der Lage zu bestätigen, daß Takeo gestern um drei Uhr nachmittags nicht in Stockholm sein konnte, weil er sich noch in seinem Zimmer in Zürich befand und mit uns sprach.«

Das Argument überzeugte. Emi brummte halblaut einen japanischen Fluch vor sich hin.

»Du hast recht. Wir schwimmen. Und wenn die ›Asahi‹ sich geirrt hätte?« Es klang nicht sehr überzeugt.

»Bist du einfältig!« versetzte der Bruder nicht gerade höflich. »Mir scheint, du solltest besser als wir in der Lage sein, die Glaubwürdigkeit der Informationen deiner ›Ente‹ einzuschätzen.«

Er nahm der Schwester die ›Asahi‹ aus der Hand.

»Euer steht geschrieben: Yamaho Suzuki, Präsident der Suzuki-Werke, hat aus Stockholm einen anonymen Brief erhalten mit der Mitteilung, sein Sohn Takeo sei entführt worden. Einige Worte in der Handschrift des jungen Mannes bestätigen, er sei wohlauf und werde gut behandelt. Der Verfallstermin des Lösegeldes wurde auf den Morgen des 26. Mai festgesetzt, also morgen in drei Tagen. Der Betrag soll in kleinen Noten vom Vater selbst nach Schweden gebracht werden. Der Koffer mit dem Geld sei in einem Schließfach am Zentralbahnhof von Stockholm zu deponieren. Die Schließfachnummer wurde Takeos Vater mitgeteilt. Vater Suzuki soll allein reisen. Es wurde ihm verboten, die Interpol oder die schwedische Polizei um Hilfe zu bitten. - Das ist alles.«

Als habe ihm diese Lektüre den Appetit wieder zurückgegeben, biß Kazu in sein Sandwich und warf auch Alexander ein Stück davon zu.

»Che cosa strana!« sagte er italienisch. Dann fand er sein Deutsch wieder:

»Aber was werdet ihr jetzt tun?«

Etwas blaß im Gesicht stand Tina auf und ging zum Telefon.

»Glaubt ihr nicht, wir sollten Jean-Paul benachrichtigen?«

### 13. Kapitel

»Wir müssen rekapitulieren und ruhig bleiben.«

Seine Finger ineinander verschlungen, die Zigarette im Mundwinkel, begann Jean-Paul:

»Punkt eins. Man verhaftet im ›Katzenfisch‹ zwei Amerikaner, die im Besitz von Marijuana sind. Punkt zwei. Kurz darauf wird Takeo, Kellner von besagtem Cafe und Sohn eines Big Boß von Tokio, mitten in Zürich zusammengeschlagen. Punkt drei. Wir kommen zu Takeo, der bettlägrig und voll von Heftpflastern ist. Er setzt uns höflich vor die Tür. Punkt vier. Takeo versuchte Emi anzurufen. Das Gespräch wird unterbrochen. Punkt fünf. Takeo verschwindet, läßt aber ein Stück von einem Briefumschlag mit einer Stockholmer Adresse zurück. Inzwischen bestätigt die Polizei die Freilassung der beiden Yankees. Punkt sechs. Eine vier Tage alte japanische Zeitung zeigt in Schlagzeilen Takeos Entführung und die Lösegeldforderung an.« Er kaute heftig an seiner Zigarette. »Moral aus der Geschichte: wir stehen vor einer im voraus organisierten Machenschaft, deren Fäden von Schweden ausgehen und aus noch unklaren Gründen in die Schweiz führen. Schlußfolgerung: man muß nach Stockholm reisen und die Untersuchung an Ort und Stelle weiterführen.«

Jean-Paul streckte die Hand aus und strich über Molieres struppigen Nacken. Alexander, in der Küche eingeschlossen, kläffte vor Wut.

Dann rief Tina:

»Nach Stockholm reisen? Aber wie?«

»Meine Liebe, es gibt täglich zwei Flüge. Wir haben hier eine sensationelle Story! Ich werde meinen Chef im Radio bitten, uns einige Tage freizugeben.«

»Ja... aber!« Tina war völlig überrumpelt. »Wo nehmen wir denn das Geld her?«

»A conto unserer nächsten Honorare; das ist das Risiko beim Journalistenberuf. Wenn wir's klug anstellen, können wir vielleicht einen Teil davon aufs Spesenkonto schreiben. Hängt natürlich vom Resultat ab. Sonst gehen wir alle Geschirr spülen. Nicht wahr, Emi?«

»Er hat recht!« stimmte Emi zu. »Ich bin vermutlich die einzige von der ganzen ›Asahi‹, die Einzelheiten weiß. Wenn es mir gelingt, das Rätsel zu lösen, bedeutet das für mich einen Artikel auf der ersten Seite.«

»Gratuliere zum voraus!« versetzte Kazu spöttisch. Sie zuckte die Schultern.

»Statt Dummheiten zu sagen, denk lieber nach, ob die Adresse, die wir notiert haben, dir etwas sagt.«

Kazu warf mit einer Kopfbewegung die Haare zurück und nahm das Notizbuch, das Tina ihm über den Tisch hin reichte.

»Sturegaten 41«, sagte er vor sich hin. »Da ging ich doch jeden Tag vorbei. Könnte das nicht ein Antiquitätenladen sein? Es hatte einige in jener Gegend... Ich weiß!« rief er plötzlich. »Eine Kunstgalerie, ziemlich vornehm, glaube ich.«

Er wandte sich an Pek: »Was sagt der Römer dazu? Fahren wir nach Stockholm?«

»Von mir aus an den Nordpol, wenn es dir Spaß macht, vorausgesetzt, daß deine Schwester mitkommt.«

Mit der Hand vor dem Mund unterdrückte Emi ein Kichern.

»Wann könntet ihr in Schweden sein?« fragte Jean-Paul.

»Wenn wir nonstop fahren, in zwei Tagen«, sagte Pek, »Mein

Wagen ist ziemlich nervös, aber die deutschen Autobahnen sind gut ausgebaut, wenn ich mich recht erinnere.«

Jean-Paul dachte einen Augenblick nach. »In Ordnung. Wir nehmen das Flugzeug, um Zeit zu gewinnen. Tina, gibt es hier irgendwo einen Flugplan?«

»Auf Papas Schreibtisch vermutlich. Ich will nachsehen.«

Plötzlich blieb sie stehen, so offensichtlich verwirrt, daß alle es merkten.

»Und? Was fehlt dir?« fragte Jean-Paul erstaunt. »Verträgst du das Fliegen nicht?«

»Nein, Idiot! Ich.. ich werde doch den Eltern erklären müssen, daß ich nach Schweden reise, und wie soll ich ihnen das beibringen?«

»So, und an deinen Bruder denkst du nicht«, sagte Beat, der es nicht lassen konnte, auch seinen Senf dazu zu geben.

»Hör zu«, sagte Jean-Paul verständnisvoll, »wir alle miteinander könnten ihnen das Problem vorlegen.«

»Das ist es nicht...«, Tina errötete. »Meine Eltern sind ganz mittelpflichtig. Mach kein solches Gesicht, Beat. Ich spreche im Ernst. Sie würden mich nie daran hindern. Aber der Gedanke, mich in eine Drogen- und Entführungsgeschichte verwickelt zu sehen, das ist etwas anderes.«

Seltsamerweise sah sie dabei vor allem Kazu an. Der junge Japaner reagierte nur mit den Augenlidern.

»Die Frage ist: reise ich oder reise ich nicht?« Tina sprach jetzt freier. »Die Antwort: wenn ich Journalistin sein will, muß ich reisen. Die Lösung: ich reise, aber ohne meinen Eltern den genauen Zweck anzugeben. Wir machen eine Reportage. Fertig. Das ist alles. Die Einzelheiten werden wir ihnen später erzählen. Beat, du gibst mir dein Wort, daß du den Mund hältst.«

»Versprochen«, sagte er lakonisch. »Aber wenn man dich in Einzelteilen zurückschickt, was soll ich dann sagen?«

Nachdem sie sich geduscht hatten, plauderten Tina und Emi noch lange im Badezimmer, bevor sie schlafen gingen.

»Ich bin ein bißchen nervös«, gestand Tina, während sie ihre feuchten Haare büstete.

»Glaubst du, wir finden uns durch?«

»Mit Jean-Paul kann es nicht schiefgehen«, versicherte Emi. »Sobald ich Einzelheiten weiß, schicke ich ein Telex nach Tokio. Meine Kollegen von der ›Asahi‹ werden Harakiri machen vor Neid. Aber etwas ganz anderes, Tina,... was denkst du von Pek?«

Etwas in ihrer Stimme hatte sich geändert, aber Tina nahm es nicht sofort wahr.

»Ein netter Junge!« antwortete sie freimütig. »Und seine Stimme erst! Du hast nie von seiner Stimme gesprochen.«

Emi schwieg. Tina betrachtete sie plötzlich aufmerksam. Man mußte die junge Japanerin sehr genau kennen, um auf ihrem glatten Gesicht die leichte Spannung um Mund und Brauen wahrzunehmen, die ihre Unruhe verriet.

»Was ist denn?« fragte Tina.

Emi senkte die Augen.

»Wie soll ich es dir erklären? Ich war so verliebt in Pek. Als er mit seinem Koffer auf der Treppe erschien, stockte mir der Atem. Ich war toll vor Freude. Alles schien wie vorher, nein, besser als vorher...«

»Und?« meinte Tina, als sie schwieg.

Emi betrachtete sich in dem von Dampf beschlagenen Spiegel. Sie trug einen Kimono, die Ärmel mit rosa Seide gefüttert.

»Wir waren im Salon, aßen Brötchen und tranken Wein, als es mich plötzlich überfiel. Ich schaute Pek an und war auf einmal nicht mehr sicher, ob ich wirklich froh bin, daß er da ist. Wenn ich nur wüßte, wer sich geändert hat, er oder ich...«



Nachdenklich bürstete Tina ihre Haare.

»Hat er dich getäuscht?«

»Gar nicht! Er scheint glücklich zu sein, mich zu sehen. Schlimm ist nur, daß ich nie recht weiß, was er denkt. Ich weiß, daß er ein begabter Fotograf ist, daß er Auszeichnungen erhielt. Aber von seinem Charakter, seinen Gefühlen für mich und für die andern... nichts! Ich kenne nicht einmal seine Familie, weiß nicht, ob er Brüder und Schwestern hat. Letztes Jahr, wenn ich ihm Fragen stellte, lachte er und antwortete mit irgendeinem Scherz. Jetzt stört es mich...«

»Wohnt er in Rom mit Kazu zusammen?«

»Nein, jeder hat seine eigene Wohnung, aber sie haben gemeinsam ein Atelier gemietet, weil es so billiger ist.«

»Hast du mit deinem Bruder über ihn gesprochen?«

Emi schüttelte den Kopf.

»Kazu mischt sich nie in meine Angelegenheiten, es sei denn, ich frage ihn nach seiner Ansicht. Aber gerade in seiner Haltung gegenüber Pek ist etwas, das mich warnt. Eine Art Instinkt, wenn du so willst. - Oh! Ich falle um vor Müdigkeit.«

»Gehn wir schlafen«, sagte Tina lieb. »Wenn du aufwachst, wird alles anders sein. Weißt du, wie spät es ist?«

»Keine Ahnung.«

»Vier Uhr früh.«

»Ich frage mich nur, wie sie schlafen können da oben«, lachte Emi. »Der Fuchs stinkt doch abscheulich!«

Sie gingen auf Zehenspitzen hinaus und jede in ihr Zimmer. Tina schloß die Tür, trat zum Fenster und äugte durch die Storesritzen. Der Himmel wurde schon hell. Die Vögel sangen. Mit einem Seufzer schlüpfte sie in ihr Bett und löschte die Lampe. Kazus Bild erschien vor ihren Augen. Sie hörte seine leicht spöttische Stimme: »Sie haben hier einen Rußfleck am Kinn.« Das Bild verschwand. Tina lächelte im Halbdunkel. Sie

schlief sofort ein.

## 14. Kapitel

»In diesem Hause geht es zu wie im Theater«, sagte Mama resigniert. »Überall gehen Türen auf, und Leute rennen heraus, um auf der andern Seite wieder zu verschwinden.«

Tina wühlte in ihrem Kleiderschrank. »Mama, hast du meine rote Hemdbluse gesehen, die ich letzte Woche gekauft habe?«

»Aber sicher. Sie ist in der Wäscherei.« Am Boden kniend, versuchte Tina aufgeregt, soviel wie möglich in ihren kleinen Flugkoffer zu stopfen.

»Zum Teufel! In wenigen Minuten kommt Jean-Paul, und ich bin nicht bereit.«

»Du hättest das alles rechtzeitig in Ordnung bringen sollen«, antwortete ihre Mutter. »Nimm dir ein Beispiel an Emi.«

»Ganz recht«, sagte diese. »Der japanische Sinn für Organisation ist weltbekannt.«

Vor dem Spiegel stehend, probierte sie gelassen verschiedene Farben von Augen-Makeup aus.

»Was steht mir besser, lila oder blau?« Sie wandte Mama ihr hübsches Gesicht zu.

»Diese Mädchen sind putzsüchtig«, seufzte Mama. »Das nennen sie ›arbeiten‹, nehme ich an. Lila, mein Kleines. Blau macht dir einen harten Teint.«

Nervös ging Tina im Zimmer umher, nahm hier ein Paar Schuhe, dort einen Pullover auf. Sie trug eine baumwollene Jacke und eine schwarze Hose.

»So willst du nach Schweden reisen?« bemerkte Mama. »Du wirst dich erkälten. Nimm wenigstens etwas Wollenes mit.«

Tina war nicht gewohnt, etwas zu verheimlichen, und machte sich jetzt schon Vorwürfe, weil sie ihrer Mutter die Wahrheit über ihre Reise nach Stockholm nicht sagte.

»Mach dir keine Sorgen. Ich werde vorsichtig sein.«

»Wo sind die jungen Männer?« fragte Mama.

Pek und Kazu sollten sie zum Flugplatz Kloten bringen, bevor sie dann über Basel nach Deutschland fahren.

»Sie untersuchen den Fiat«, brummte Emi, die dabei war, ihre Lider lila zu bemalen. »Anscheinend ist etwas am Motor nicht in Ordnung.«

Im Erdgeschoß ging ein heftiges Bellen los. Mama stürzte ins Treppenhaus.

»Das muß Jean-Paul sein mit seinem Hund. Man muß Alexander einschließen.« Jean-Paul, einen Shetlandpulli salopp um die Schultern gebunden, hielt den tobenden Moliere zurück, während Alexander einen rasenden Tanz um ihn vollführte.

»Hast du die Flugscheine?« schrie Tina, über das Treppengeländer gebeugt.

»Nicht ohne Schwierigkeiten, aber ich habe sie!« keuchte Jean-Paul, ans Halsband des Neufundländers geklammert. Mama erwischte den kläffenden Cocker am Pelz, zog ihn in die Küche und schloß die Tür.

»Ruhe!«

»Du nimmst Moliere mit?« lachte Tina.

»Nein, wir lassen ihn unterwegs bei meiner Mutter. Sie wohnt am Nordring. Seid ihr bereit, Mädchen?«

»Sofort!« rief Tina und verschwand blitzschnell in ihrem Zimmer.

Jean-Paul ging mit Moliere, der sich wieder beruhigt hatte, durch den Garten und auf die Straße hinaus. Pek und Kazu, die Hände voll Schmieröl, waren mit dem peperoniroten Fiat 124 beschäftigt, der am Trottoirrand stand.

»Stimmt etwas nicht?« fragte Jean-Paul.

Kazu tauchte unter der offenen Motorhaube auf und strich mit dem Ellbogen die Haare zurück. Pek, auf dem Vordersitz, manipulierte ganz versunken am Steuer herum.

»Ein einfältiger Garagist, vermutlich in Mailand, hat seinen Schraubenzieher in den Motor fallen lassen«, brummte Kazu. »Ich frage mich, wie wir hierher kommen konnten, ohne in einem Graben zu landen.«

Jean-Paul pffte durch die Zähne. »Habt ihr den Schaden reparieren können?«

»Ich hoffe.« Kazu bedeutete Pek, er solle den Motor laufen lassen. - »Mir scheint, es geht wieder«, stellte er zufrieden fest, indem er den mit gleichmäßigem Geräusch laufenden Motor beobachtete. Und er wischte seine geschwärzten Hände an einem Lappen ab.

Bremsen knirschten. Ein gellendes Kläffen. Sogar die Mädchen im ersten Stock hörten es und stürzten ans Fenster. Ein Wagen war in höchster Geschwindigkeit aus einer Querstraße gekommen und hatte Moliere angefahren. Mit aller Wucht war der Neufundländer aufs Trottoir geschleudert worden, und da lag er nun, scheinbar leblos.

Tina erstickte mit der Hand einen Schrei. »Mein Gott! Moliere!«

Von Emi gefolgt, raste sie die Treppe hinunter, während Mama bestürzt durch die Terrassentür kam.

Die Jungen standen um den Hund herum. Jean-Paul, ganz bleich, nahm ihn in die Arme. Der Wagenlenker, ein magerer junger Mann mit Brille, stammelte Entschuldigungen.

»Ist er... tot?« schrie Tina.

Molieere öffnete trübe Augen, stöhnte und machte eine vergebliche Anstrengung, sich zu erheben. Jean-Paul streichelte ihn sanft.

»Ruhig Moliere. Beweg dich nicht!«

»Ich rufe den Tierarzt an«, sagte Mama. »Ich kenne hier einen.« Sie lief ins Haus.

Jean-Paul standen die Schweißtropfen auf der Stirn, als er mit kundiger Hand den zitternden Hund untersuchte. »Laß sehn... Kannst du die Wirbelsäule, den Rücken bewegen? Das scheint alles in Ordnung.«

Er berührte eine Schulter. Der Neufundländer zuckte zusammen und heulte vor Schmerz. Jean-Paul seufzte erleichtert.

»Es ist die Schulter. Vermutlich gebrochen. Gott sei Dank! Er wird davonkommen. Ich hoffe nur, er hat nichts am Kopf erwischt.«

»Sie hätten aufpassen können!« sagte Tina wenig freundlich zu dem jungen Fahrer. Er stotterte:

»... keine Geschwindigkeitsbeschränkung, nichts angeschrieben...«

Einen Augenblick später erschien Mama wieder.

»Zum Glück habe ich den Tierarzt erreicht. Er erwartet uns.« Jean-Paul nickte mechanisch. Schwer und ganz ergeben lag der Hund auf seinen Armen, als wisse er, daß man ihm helfen werde. Zwischen seinen etwas geöffneten Kiefern lag eine aufgeschwollene Zunge. Bisweilen ging ein Zittern durch seinen Pelz.

»Gehn wir!« sagte Mama. »Wir können meinen Wagen nehmen.«

Jean-Paul erwachte plötzlich aus seiner Erstarrung.

»Das Flugzeug! Wann fliegt es ab?«

Kazu schaute auf seine Uhr und hob resigniert die Schultern.

»In etwas mehr als zwei Stunden. Ich fürchte, ihr werdet es verpassen...«

»Was soll ich tun?« murmelte Jean-Paul. »Ich kann Moliere so nicht im Stich lassen.«

»Fliegt erst morgen«, schlug Mama vor. Sie wußte natürlich nicht, daß es auf jede Stunde ankam.

Jean-Paul hatte seine gewohnte Ruhe verloren und schwankte in einem seltenen Zustand der Unentschlossenheit. Einerseits der verletzte Moliere, anderseits seine Untersuchungen. Der Flug, den man umbuchen mußte.

Sein ganzes Programm umgestürzt durch die Schuld dieses Tölpels. Hol ihn der Teufel!

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Emi. »Sorg dich um deinen Hund. Tina und ich reisen, wie vorgesehen, heute abend. Du kommst morgen nach. Nicht wahr, Tina?«

Was hatte dieses Mädchen doch für eine Sicherheit! Tina konnte ihr Staunen kaum verbergen und nickte zustimmend, vermied es aber, zu ihrer Mutter hinzusehen.

»Sicher, du kannst auf uns zählen!«

Jean-Pauls Blick wanderte von einem zum andern.

»Wirklich, Mädchen? Kann ich euch diesen Brocken aufladen? Könnt ihr euch ganz allein helfen bis morgen abend?«

Er hatte einen trockenen Hals und eine heisere Stimme vor Aufregung.

»Und wie!« Emi lächelte.

Pek legte ihr die Hand auf die Schulter.

»Im übrigen lassen wir diese jungen Damen nicht allein. Wenn uns nicht irgendein Idiot nochmals einen Schraubenzieher in den Motor schmeißt, wird mein Fiat fast zur gleichen Zeit in Stockholm sein wie das Flugzeug!«

Er übertrieb natürlich. Aber die Atmosphäre entspannte sich. Selbst Jean-Paul fand sein Lächeln wieder. Als er sah, daß sich niemand mehr mit ihm beschäftigte, hatte sich der junge Mann mit Brille diskret aus dem Staub gemacht. Kaum hörte man noch

das Zuschlagen der Wagentür und den Lärm des Motors, der sich entfernte.

»Ich hole den Wagen aus der Garage heraus«, sagte Mama. Kazu half Jean-Paul den ganz benommenen Neufundländer vorsichtig hochzuheben. Jean-Paul nahm den Kopf des Hundes in seine Hände und blickte in die blutunterlaufenen, braunen Augen.

»Sei tapfer, Moliere! Einige Wochen im Gips, und du kannst wieder herumrennen.«

Emi schaute nervös auf ihre Uhr.

»Kazu, Pek! Kein Augenblick mehr zu verlieren! Ist der Fiat fahrbereit?«

»Er ist bereit zu fliegen, Carissima« antwortete der Italiener. »Wo ist das Gepäck?«

Beide Arme um Moliere gelegt, hob Jean-Paul den Kopf. »Halt! Vergeßt die Flugscheine nicht in meiner Tasche!« Dann mit plötzlich ernst gewordener Stimme:

»Paßt auf, Mädchen! Keine Unvorsichtigkeiten, ja?«

## 15. Kapitel

Langsam rollte der Jet über die Abflugpiste. Die Passagiere schnallten sich an. Eine zuckrige Musik erfüllte die Kabine. Schwerfällig machte das Flugzeug eine Wendung. Das Brummen der Düsen verlor an Intensität, so als sammle das Flugzeug seine Kräfte für den entscheidenden Start.

»Du übertreibst ein bißchen«, flüsterte Tina mit einem Seitenblick auf Emi, die immer noch lachte.

»Der arme Jean-Paul war so verstört. Man mußte ihm die Moral wieder heben.«

Ein schrilles Pfeifen. Mit scharfem Ruck beschleunigte das Flugzeug seine Fahrt. Emi und Tina hielten sich fest. Ein dumpfer Stoß: der Jet hatte sich abgesetzt und schwebte nun. Man sah die Wiesen, die Hallen des Flugplatzes und ganz weiß, die gradlinigen Pisten. Zur Linken erschien dann Zürich als Spielzeugstadt. Das Flugzeug schoß ins Blaue.

Tina bewegte den Kiefer. Es knackte in den Ohren. Sie rief: »Ich hasse Flugzeuge!«

»Ich auch«, schrie Emi durch den Lärm. »Ich leide an Klaustrophobie in den Jets, und unentwegt bin ich doch wieder in einem drin!«

Endlich stabilisierte der Jet seine horizontale Fluglage, schwankte nur noch ein wenig in den Luftlöchern und durchschnitt die zierlich vergoldeten Wolken. Die Leuchtschrift vorn in der Kabine erlosch. Die Hosteß in blaßblauer Uniform, tadellos frisiert und zurechtgemacht, ging lächelnd umher. Emi und Tina schnallten sich erleichtert los.

»Da sind wir nun unterwegs. Ich hoffe, man bringt uns etwas Gutes zum Essen.«

Tina war wohl eingeschlafen. Eine Hand schüttelte sie an der Schulter. Sie fuhr auf und öffnete verschlafene Augen.

»Wir landen«, sagte Emi.

Die gedämpfte Musik wurde vom Brummen der Düsen übertönt. Der Jet hatte seine Geschwindigkeit verringert und machte sich zur Landung bereit. Durch die Scheibe sah Tina den Himmel: eher grün als blau und am Horizont purpurfarben marmoriert. Es war halb zwölf.

»Seltsam!« sagte sie. »Es ist noch hell.«

Die Passagiere schnallten sich an. Die Geschäftsleute schauten von ihren Zeitungen auf, um ihre Uhren zu richten. Ein kleines Baby weinte. Eine Blondine, vermutlich eine Schwedin, drückte ihre Zigarette aus.



»Der Flughafen heißt Arlanda«, sagte Emi. »Ich glaube, es ist noch ziemlich weit bis Stockholm.«

»Wo werden wir wohnen?« fragte Tina, während sie mit dem Kamm durch die Haare fuhr.

Emi suchte in ihrer Tasche die Adresse, die Kazu ihr aufgeschrieben hatte.

»Hotel Ärsta. Es liegt im Zentrum. Wie Kazu sagt, wohnen dort nur Lehrerinnen und alte Nursen.«

»Ein sehr schicklicher Ort also!« lachte Tina.

»Und ob!« brummte Emi. »Ziemlich pedantisch von meinem Bruder. Er selbst würde dort sicher nicht wohnen.«

Das Flugzeug setzte zur Landung an. Der Lärm der Düsen steigerte sich zu grellem Pfeifen. Stöße erschütterten den Apparat. Dann erschienen die Lichter der Piste. Ein Aufprall: die Räder hatten den Boden berührt.

»Wieder auf festem Boden!« sagte Emi aufatmend. Tina gähnte.

»Ich falle um vor Müdigkeit. Es ist zum Verzweifeln: nie werde ich eine richtige Nachtbummlerin sein.«

Das Flugzeug stand still. Die Passagiere erhoben sich alle gleichzeitig und suchten ihr Gepäck in unnötiger Hast zusammen. Tina und Emi waren unter den letzten, die den Jet verließen. Niemand erwartete sie, was sollten sie sich also die Zehen zertreten lassen. Ein eisiger Wind fegte über die Piste. Er verschlug Tina beinahe den Atem; sie stellte den Kragen ihrer Jacke hoch. »Was für ein Klima!«

»Deine Mutter hat recht: wir werden einen Schnupfen kriegen«, kommentierte Emi.

Der Flughafen von Arlanda war eng, veraltet und überfüllt. Die Leute drängten sich in wirrem Durcheinander, um ihr Gepäck zu bekommen, und redeten dabei in einer unverständlichen Sprache.

»Kannst du schwedisch?« stöhnte Tina. »Nicht nötig«, antwortete Emi. »Ein Lächeln wird genügen.«

Die Formalitäten waren rasch erledigt. Emis Charme triumphierte: die Schweden schmolzen wie Eisberge. Ein Autobus stand bereit, um die Reisenden nach Stockholm zu fahren. Tina und Emi eroberten zwei Plätze zwischen einem bärtigen Schweden in einer Tweedjacke und einer streng dreinblickenden Lady. Eine dämmerige Helligkeit lag über der Gegend. Der Bus fuhr durch Tannenwälder, die in diesem seltsam phosphoreszierenden Licht wie erstarrt schienen. Nebelschleier deckten die Wiesen. »Merkwürdige Landschaft«, staunte Tina. »In den Sommermonaten wird es in Schweden nie richtig Nacht«, sagte Emi. »Kazu hat mir das erklärt.«

Die Fahrt dauerte mehr als eine Stunde. Erschöpft schlummerten die Mädchen ein. Erst als man sich der Stadt näherte, erwachten sie wieder. Auf den ersten Blick hatten sie den Eindruck von einer deprimierenden Gleichförmigkeit. Breite, gradlinige Straßen kreuzten sich im rechten Winkel. Reizlose Geschäftsgebäude wechselten mit Bauplätzen. Einige dicht bewachsene, sorgsam abgegrenzte Grünzonen. Brennende Kerzen oder abgeschirmte Lampen an den Fenstern verbreiteten ein sanftes Licht. Die Turmspitze einer Kathedrale zeichnete sich am Himmel ab. Der Bus fuhr über eine breite Brücke. Trotz der späten Stunde war der Verkehr hier noch lebhaft. Unter den Brückenbögen schimmerte grünliches Wasser.

»Das Meer«, sagte Emi.

Der Bus fuhr langsamer und hielt vor dem Zentralbahnhof. Direkt gegenüber war das Hotel Sheraton, ein großes, häßliches Gebäude aus roten Backsteinen. Emi lachte:

»Hier also lernte mein Bruder seine Sandwiches machen!«

Vor dem Bahnhof stand eine Reihe Taxis. Die Mädchen schleppten ihre Koffer und riefen den nächsten Wagen herbei.

»Hotel Ärsta«, sagte Emi und ließ sich auf den Sitz fallen. Es

folgte eine komplizierte Fahrt mit viel Rotlicht und Einbahnstraßen, bis das Taxi schließlich in eine sparsam erleuchtete Straße gelangte. Auf der einen Seite sah man Ladengeschäfte, auf der andern einen Bauplatz. Ein gelber Bulldozer hockte im Halbdunkel wie ein ungeheurer Frosch.

»Donnerwetter«, sagte Tina. »Sie reißen das ganze Quartier ab.«

Umständlich trennten sie die schwedischen Kronen von ihren restlichen Schweizer Franken, um den Chauffeur zu bezahlen.

»Tak, tak!« sagte der Chauffeur und gab ihnen Kleingeld zurück.

»Das heißt vermutlich ›danke‹«, stellte Emi fest. »Aber wo ist das Hotel?«

»Da!« Tina zeigte auf die Aufschrift über einer Tür. »Das ist aber verdammt altertümlich.«

Ein Aufzug mit Eisengittern fuhr ratternd und ruckweise ins zweite Stockwerk. Eine Glastür. Sie läuteten. Eine kleine Alte in geblümter Wollweste und Hosen öffnete. Sie hatte ein Gnomengesicht, und ihr Haarknoten saß schief.

»Hej!« sagte sie.

»Guten Abend«, stotterte Tina auf englisch. »Wir suchen ein Zimmer...«

»Välkommen!« sagte die Frau unbewegt. Sie trat zur Seite, um sie hereinzulassen, und legte die Sicherheitskette wieder vor. Gefällig half sie ihnen beim Ausfüllen ihrer Meldescheine. Ihr Englisch war beinahe ebenso schlecht wie das von Tina.

Das Zimmer ging nach der Straße, war klein und banal, aber sauber und gepflegt. Auf den Nachttischen lagen gehäkelte Spitzendeckchen. Die Mädchen waren so erschöpft, daß sie sich wortlos auszogen, rasch ein wenig Toilette machten und sich sofort hinlegten. Die Betten knarrten fürchterlich. Kaum war das Licht gelöscht, begann Emi zu schimpfen: die Wachstuchstoren

waren zu dünn und ließen die fahle Helligkeit durch.

»Ich kann nicht schlafen!« wimmerte Tina und grub den Kopf ins Kissen. »Zum Teufel mit den schwedischen Nächten!«

»Warte!« mit ihrem praktischen Sinn hatte Emi eine Lösung gefunden. Sie nahm die Decke von ihrem Bett, stieg auf den Tisch am Fenster und befestigte die beiden Enden der Decke so gut es ging an der Storesstange. Im Zimmer war es dunkel. Zufrieden stieg Emi vom Tisch, schlüpfte in ihr Bett und zog das Laken bis ans Kinn hinauf. Einen Augenblick später schliefen beide.

## 16. Kapitel

Metallenes Kreischen und Rattern riß sie um sieben Uhr morgens aus dem Schlaf. Noch ganz benommen, öffnete Tina die Augen.

»Was... was ist das?«

Emi stand auf, stolperte zum Fenster und schob die Decke beiseite. Auf dem Bauplatz gegenüber bewegte sich ein Bulldozer ruckweise vorwärts, Steine und Schutt vor sich herschiebend. Emi wühlte in ihren zerzausten Haaren und brummte:

»Als Wecker absolut brauchbar! Mein Bruder hätte uns ein anderes Hotel empfehlen können.«

»Laß mich schlafen!« tönte es kläglich aus Tinas Bett. Sie drückte die Nase wieder in ihre Decken und drehte sich gegen die Wand. Emi kitzelte sie lachend an den Fußsohlen.

»Steh auf! Wir haben Arbeit. Was nimmst du zum Frühstück?«

Der Kaffee war stark, süß, brennend heiß und köstlich. Vor dem Tablett mit den Toasts, dem Käse und der Marmelade

fühlten die beiden Mädchen ihren Unternehmungsgeist aufwachen.

»Zuerst halten wir uns an die Adresse, die auf dem Brief stand«, schlug Emi vor, indem sie Käse auf ihren Toast strich. »Wenn es sich um eine Kunstgalerie handelt, sollte es leicht sein, hineinzukommen.«

Tina nickte.

»Schwieriger wird es sein, eine mögliche Beziehung zu Takeo herauszubringen. Man könnte mit diesem Harald Nilsson sprechen...«

»Ja, aber wir müssen einen Vorwand finden«, sagte Emi. »Wir können nicht einfach zu ihm gehen und sagen: Hallo! Wir haben Ihren Namen in einem Papierkorb in Zürich gefunden...«

»Und in welcher Sprache sollten wir es ihm sagen? Nimm an, er versteht kein Englisch.«

»Dann könnte man es mit Japanisch versuchen«, schlug Emi boshaft vor.

Sie stand auf und pflanzte sich vor den Spiegel.

»Eine dreifache Schicht Fonddeteint, und wir sind wieder präsentabel.«

Tina gähnte und nahm noch mehr Zucker.

»Ich bin schläfrig...«

»Hör mal, du hast überhaupt kein Pflichtbewußtsein«, sagte Emi, die schon in ihrem Kleid auf dem Bett saß.

Eine halbe Stunde später verließen sie das Zimmer. Die Dame am Empfang rief ihnen ein munteres »Hej« zu. Sie trug einen Angorapullover und ein flaumiges Häubchen. Jetzt sah sie nicht mehr wie ein Gnom aus, sondern wie ein altkluges Baby.

Die Mädchen überreichten ihr den Zimmerschlüssel und eine Nachricht für Jean-Paul, für den Fall, daß er schon im Laufe des Tages ankäme. Der Lärm des Bulldozers hämmerte ihnen ans Trommelfell. Sie hielten sich die Ohren zu, als sie auf die Straße

hinaustraten.

»Ich bedaure die Leute, die in diesem Viertel wohnen!« schrie Tina. Da war nicht nur ein Bulldozer, es waren mindestens ein halbes Dutzend, die miteinander diesen entsetzlichen Lärm zustandebrachten. Ganze Häuserblöcke waren dem Abbruch geweiht. Stellenweise war der felsige Grund mit Dynamit aufgesprengt worden. Krater gähnten. Jenseits dieses Ruinenfeldes glänzten fünf stolze Hochhäuser wie gigantische Kristallkuben.

In diesen Vorsommertagen trank Stockholm sich voll Sonne. Das schräg einfallende Licht spielte auf schwarzen und rötlichen Fassaden. Am Quai spiegelten sich alte romantische Häuser mit Giebeln und Türmchen im blauschwarzen Wasser, in dem Fischerboote schaukelten. Ein weißes Postschiff entfernte sich und hinterließ eine durchsichtige Rauchwolke. Mit grellen Schreien wirbelte ein Möwenschwarm durch die Luft.

Trotz der Sonne war es kalt. Wind jagte durch die Straßen. Zähneklappernd gruben Tina und Emi ihre Fäuste in die Taschen ihrer Jacken.

»Schau doch diese Schweden an«, seufzte Tina. »Robuste Abkömmlinge der Wikinger.«

Unbekümmert um diesen Eiswind spazierten Mädchen und Burschen sorglos in Jeans umher, trugen dazu Baumwolljacken oder ganz kleine Pullis, die in der Taille einen handbreiten Streifen nackter Haut sehen ließen.

»Sei nicht neidisch«, sagte Emi. »Mit sechzig Jahren werden sie alle Rheumatismus haben!«

An einem Kiosk kauften die Mädchen einen Stadtplan und flüchteten, um ihn studieren zu können, in den Eingang eines großen Warenhauses.

»Sehr leicht zu finden«, bemerkte Tina und folgte mit dem Finger den Straßen auf der Karte. »Sie gehen alle in dieselbe Richtung.«

Während zehn Minuten gingen sie eine verkehrsreiche Geschäftsstraße entlang und kamen dann in einen schattigen Park mit hübschen, gepflegten Alleen. Gelbe Narzissen und Glockenblumen bedeckten die Wiesen. Struppige Hippies saßen mit gekreuzten Beinen im Kreise herum, rauchten, aßen Würste und tranken Bier. »Wie heißt dieser Ort?« fragte Tina. Emi entfaltete den Plan.

»Humlegården«, buchstabierte sie. »Die Sturegaten liegt direkt auf der andern Seite.«

Die meisten Gebäude wirkten behäbig und streng. In den tiefen Vorhallen sah man riesige altmodische Eisengerüste für den Lift. Es schien die Straße der Zahnärzte, der Notare und der Banken zu sein. Es gab auch Boutiquen mit französischen Kleidern, einige Reiseagenturen und elegante Konditoreien, voll alter Damen in Kamelhaarmänteln und mit rosa gepuderten Gesichtern.

»Nummer 41 muß gerade das Eckhaus sein«, sagte Emi. »Donnerwetter! Sieht vornehm aus!«

Durch die Vitrinen zu beiden Seiten eines pompösen Eingangs aus weißem Marmor sah man ins Innere der Galerie. Die ausgestellten Bilder schienen vom Surrealismus inspiriert. Das eine zeigte Leute, die vor einer Explosion flohen, oder war es ein Vulkanausbruch? Auf einem ändern schlangen sich Pflanzen - vermutlich fleischfressende - um einen nackten schreienden Mann. Mythische Tiere, halb Fisch, halb Insekt krochen über einen Strand, auf dem sich eine Frau in Krämpfen wand. Raumkapseln in Form von Äpfeln oder Birnen trieben in den Wolken dahin.

»Hm.. Magst du das?« fragte Tina. »Hübsch phantasievoll jedenfalls. Gehn wir hinein!« Die Flügel der Glastür öffneten sich geräuschlos über einem dicken grünen Spannteppich. Schweigsam spazierten Leute von einem Bild zum andern.

An einem weißen Plastiktischchen von verwegendem Design

saß ein junges Mädchen und verkaufte Kataloge. Sie trug Jeans und Pulli aus ungebleichter Wolle und hatte eine große runde Brille auf der Nase. Ihre feinen Haare breiteten sich wie eine goldene Wolke über ihre Schultern.

Still und gemessen gingen Tina und Emi eine Weile umher, so als fürchteten sie, den Mund zu öffnen an einem Ort, wo alle Leute vornehm schwiegen. Dann hielt es Tina nicht mehr aus: »So erfahren wir nichts!«

Da standen sie nun mitten in der Ausstellung und schauten einander ratlos an.

»Man müßte wissen, wer Harald Nilsson ist. Vielleicht hat er gar keine Beziehung zu dieser Galerie...«

»Das würde die Sache komplizieren«, seufzte Emi. Sie wies mit dem Kinn zu der Katalogverkäuferin hin.

»Wir gehen und stellen ihr rundweg die Frage!«

»Welche Frage?« Emi zog die Schultern hoch.

»Irgendeine. Schließlich sind wir ja Journalistinnen und brauchen Informationen.«

Entschlossen näherte sie sich der Blonden, die sie mit liebenswürdigem Lächeln empfing.

»Verzeihen Sie«, sagte Emi in ihrem tadellosen Englisch. »Wir wünschen Mister Harald Nilsson zu sprechen.«

»Harald Nilsson? Den Direktor?« fragte die Blonde erstaunt. »Möchten Sie ein Bild kaufen?«

»... Nein«, Emi improvisierte blitzschnell. Und wieder war Tina voller Bewunderung. - »Wir sind Journalistinnen, arbeiten in der Schweiz und machen eine Reportage über Stockholm. Wir möchten ein Interview mit Mister Nilsson. Sie verstehen: seine Galerie ist international bekannt...«

»Sehr gut!« Die Blonde rückte ihre Brille zurecht und stand auf. »Warten Sie. Ich will nachsehen, ob er schon da ist.«

Sie entfernte sich durch eine kaschierte Tür in der Wand am



andern Ende der Galerie. Triumphierend blickten Emi und Tina einander an. »Kühn bist du!« staunte Tina. Emi versetzte ihr einen Stoß mit dem Ellbogen. »Den Kühnen gehört die Welt! Hör auf zu kichern und gib dich berufsmäßig.«

Lautlos auf ihren Filzsohlen kam die Blonde zurück. »Folgen Sie mir. Mister Nilsson wird Sie empfangen.«

Scheinbar ungezwungen, aber mit klopfendem Herzen, gingen Emi und Tina hinter ihr her. Sie verließen die Ausstellung, durchquerten einen weißgestrichenen Gang. Die Blonde öffnete eine Tür und ließ sie in einen sehr großen und sehr hohen Raum eintreten, der modern und mit raffiniertem Luxus ausgestattet war. Samtweicher pflaumenfarbener Spannteppich, ein Leuchter aus finnischem Kristall, Mahagonimöbel kombiniert mit verwegenen Gebilden aus weißem Plastikmaterial. An den Wänden: ein Tom Wesselmann, ein Rauschenberg und einige Zeichnungen von Max Ernst.

Ein Mann stand vor dem Bücherschrank. Er trug einen maßgeschneiderten grauen Anzug und ein Hemd aus rosa Seide. Er hatte ein etwas eckiges Gesicht, feine blonde Haare, übereinstimmend mit seinem nordisch blassen Teint. Seine Augen blickten durchdringend unter spärlichen hellen Wimpern.

»Hello! Ich nehme an, wir sprechen englisch.« Er sprach es tadellos. »Sie kommen aus der Schweiz, hat mir Gunila gesagt.« Er reichte die Hand. »Välkommen!«

»Ich arbeite beim Kurzwellendienst von Radio Bern«, sagte Tina. »Wir interviewen Persönlichkeiten aus dem Kunst- und Kulturleben von Stockholm. Ihre Galerie hat auch bei uns einen guten Ruf.«

»Das soll wohl meiner Eigenliebe schmeicheln«, Nilsson lächelte. Er öffnete eine Bar, die in einem Mahagonisekretär verborgen war.

»Was kann ich Ihnen anbieten? Whisky? Oder möchten Sie lieber einen Americano?«

»Einen Orangensaft, bitte«, sagte Tina mit trockener Kehle. Emi stimmte zu.

»Sie wünschen also ein Interview«, fuhr Nilsson fort. »In Ordnung. Haben Sie das Aufnahmegerät mitgebracht?«

Prächtige Blamage! Die idiotische Kleinigkeit, die alles in die Luft gehen läßt. Tina wurde rot wie eine Päonie, aber schon parierte Emi.

»Unser Kollege, der heute abend aus Zürich kommt, bringt alles Nötige mit. Wir möchten jetzt lediglich ein Rendezvous vereinbaren.«

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung«, antwortete Nilsson verbindlich. Er füllte zwei Gläser mit Orangensaft und reichte sie den beiden Mädchen. Ein durchdringender Blick seiner graugrünen Augen traf Emi.

»Sie sind nicht Schweizerin, scheint mir. Sie sind...«

»Japanerin, ja.« Emi lächelte strahlend. Selbst eine blonde Perücke hätte die Tatsache nicht verheimlichen können; besser gleich dazu stehen.

»Sie sind auch Journalistin? Für welche Zeitung arbeiten Sie?« Natürliche und vollkommen harmlose Fragen. Aber in Emis Kopf hatte ein kleines rotes »Gefahr-Signal« frenetisch zu blinken begonnen.

»Ich schreibe für mehrere Zeitschriften.«

Nilsson goß sich einen Whisky ein, gab Eiswürfel dazu und rührte um.

»Kennen Sie Japan?« fragte Emi, um die Konversation in andere Bahnen zu lenken.

»Ich war einen Monat lang dort - geschäftlich. Tokio, Osaka, Kobe,... ein faszinierendes Land!«

Er hob sein Whiskyglas:

»Skål!«

Er führte sein Glas an die Lippen, trank aber nicht. Seine Augen folgten Emis Blick, der auf den Schreibtisch gerichtet war, wo zwischen schwedischen und englischen Zeitungen ein Exemplar der ›Asahi‹ hervorschaute, genau dasjenige, das in Schlagzeilen die Entführung von Takeo Suzuki meldete.

Ganz gemächlich zog Nilsson die Zeitung aus dem Stapel hervor und zeigte sie dem Mädchen.

»Sehen Sie, ich habe gerade eine Nummer der ›Asahi‹ bei mir. Das ist, wie ich glaube, die wichtigste Tageszeitung Japans?«

»Stimmt«, sagte Emi und schluckte.

Ganz ungezwungen blätterte Nilsson in der vor ihm liegenden Zeitung.

»Druck und Umbruch sind bemerkenswert. Sehr schön! Was machen Sie in der Schweiz, Miss...?«

»Tanaka. Emi Tanaka... Ich bereite Reportagen vor.«

»Welche Art von Reportagen?«

»Mein Gott! Das Interview findet ja auf unsere Kosten statt«, dachte Tina bestürzt. Aber Emi tauchte ganz gelassen ihre Lippen in den Orangensaft. »Reportagen für alte Damen hauptsächlich.« Verblüfft hob Nilsson die Brauen. »Für alte Damen?«

»Ja. Ich behandle Themen, die sie interessieren: Reiserouten für Gastronomen, schöne Landschaften, Geschichten der Königshäuser. Sie sehen: nichts sehr Aufregendes.«

»Tatsächlich.« Nilsson zog die Lippen zusammen. »Wann sind Sie nach Stockholm gekommen?«

Derart überrumpelt trotz aller Vorsicht, waren sie nicht geistesgegenwärtig genug, um zu lügen. »Gestern abend mit dem Flugzeug.«

»Und Ihr erster Besuch galt mir!« Nilsson lächelte geschmeichelt.

»Wer hat Ihnen meine Adresse gegeben?« Eine delikate Frage, aber sie war logisch. Ohne ein Wimpernzucken war Emi zur Antwort bereit.

»Der Kollege, der das Interview machen wird. Er hat sie in Bern in einem Katalog gefunden.«

Nilsson nahm eine Karte auf seinem Schreibtisch und kritzelte eine Telefonnummer darauf.

»Ich ertrage den Lärm nicht, und Stockholm wird von Tag zu Tag lauter. Deshalb wohne ich in Lidingö, einer Insel etwas außerhalb der Stadt. Heute abend empfangen Sie gerade einige Freunde. Nichts Feierliches: ganz ohne Umstände. Bringen Sie Ihren Kollegen mit und trinken Sie alle ein Glas bei mir vor dem Interview.«

»Danke, Sie sind sehr liebenswürdig«, sagte Tina höflich.

»Das ist nur selbstverständlich. Ich besitze eine kleine Bildersammlung und einige Stilmöbel. Wenn das Interview von Radio Bern gesendet werden soll und nachher noch in einer Zeitschrift für... alte Damen erscheint, ist es mir lieb, wenn das Porträt zu meinen Gunsten ausfällt!«

Er blinzelte ihnen fröhlich zu. Tina und Emi verstanden, daß die Unterhaltung damit beendet war. Sie leerten ihre Gläser. Nilsson begleitete sie bis zum Eingang der Galerie. Trotz seiner scheinbaren Herzlichkeit war sein Händedruck distanziert.

»Bis heute abend. Ich zähle auf Sie!«

Einen Augenblick später befanden sich die Mädchen wieder auf der Straße. Die Sonne brannte, und eisige Windstöße wirbelten den Staub auf. Kälte und Wärme zugleich: ein abscheulicher Gegensatz!

»Dieser Nilsson ist ein schöner Strolch!« platzte Emi heraus. »Ich bin überzeugt, er ist in diese Geschichte verwickelt. Der hat die ›Asahi‹ nicht nur zufällig auf seinem Schreibtisch!«

»Ob er wohl Japanisches lesen kann?« fragte Tina.

»Wer weiß? Dieser Kerl ist zu allem fähig.«

Schweißgebadet und schlotternd zugleich blinzelten sie im hellen Sonnenlicht.

»Glaubst du, er hat unsere Ankunft in Stockholm bereits mit der Affäre Takeo in Zusammenhang gebracht?« wollte Tina noch wissen.

»Vielleicht. Er ist sehr auf seiner Hut. Wir müssen vorsichtig sein.«

»Wenn Jean-Paul das Bandgerät vergißt, stehen wir schön da!« keuchte Tina, der die Brise beinahe den Atem verschlug.

»Ich hoffe, er kommt noch vor dem Abend, sonst...«

»Ich habe eine Idee!« rief Tina. »Ich telefoniere nach Hause und frage Mama, ob Jean-Paul heute früh abgeflogen ist.«

Ohne Schwierigkeiten fanden sie ein Postbüro. Nach mühevoller Verständigung auf englisch und deutsch kam die Verbindung nach Bern zustande. Frau Donati war am Apparat.

»Tina, welche Überraschung! Wie geht's am Nordpol?

»Es ist kalt!« brüllte Tina. »Wie geht es Moliere?«

»Gut. Der Tierarzt war zuversichtlich. Wenn er seinen Gips ruhig hinnimmt, wird er bald wieder in Ordnung sein. Im Augenblick wohnt er bei uns. Ich habe ihn in Papas Büro auf einer Matratze installiert. Alexander zeigte sich sehr verständnisvoll.«

»Und Jean-Paul?«

»Jean-Paul ist vor einer halben Stunde nach Zürich gefahren. Er wurde noch durch einen Anruf vom Radio aufgehalten.«

»Das heißt, er nimmt das gleiche Flugzeug wie wir und kann nicht vor Mitternacht in Stockholm sein. Wie dumm!«

»Du scheinst ganz aufgeregt«, sagte Mama. »Klappt etwas nicht?«

»Nein, es geht sehr gut... Wir frieren ein wenig. Das ist alles.«

Tina errötete, als sie das sagte, und war froh, daß ihre Mutter es nicht sehen konnte.

»Ciao, Mama! Ich schicke eine Postkarte.«

»Ciao, Tinette!« - Dieser Kosenamen, den ihr die Mutter nur in besondern Momenten gab, berührte sie seltsam. - »Mach keine Dummheiten, ja?«

»Versprochen!« sagte Tina mit trockener Kehle.

Sie legte den Hörer auf und kam ganz verwirrt aus der Kabine.

»Und?« fragte Emi.

»Schlechte Nachricht: Jean-Paul kommt erst heute nacht an. Was sollen wir tun?«

Emi biß sich auf die Lippen. Das hatte sie gefürchtet. Sei's drum. Man mußte sich entschließen.

»Wir könnten... wir könnten allein hingehen und die Adresse im Hotel zurücklassen. Jean-Paul kommt dann nach, sobald er da ist...«

»Daran dachte ich auch schon«, sagte Tina düster.

Sie kramte in ihrem Geldbeutel, um das Telefongespräch zu bezahlen. Dann erklärte sie etwas verlegen:

»Weißt du, Mama ist nicht gewohnt, mir Ratschläge zu geben. Sie findet, ich sei groß genug, um mich selbst zurechtzufinden. Aber jetzt hat sie mir gesagt, ich solle keine Dummheiten machen. Das sagt sie sonst nie. Es ist, als ob... als ob sie etwas ahne.«

»Das ist mütterlicher Instinkt«, erklärte Emi. »Mütter sehen die Unannehmlichkeiten immer voraus. Verstehe nicht, warum. Eines Tages vielleicht, wenn wir alt und weise sind und mit Kindern gesegnet, werden auch wir ›Achtung, Gefahr‹ schreien, und selbstverständlich wird niemand auf uns hören!«

Tina war es nicht wohl bei der Sache.

»Emi, sollten wir nicht besser aufgeben?«

»Wenn du willst«, sagte Emi unbewegt. Tina antwortete nur mit einem Seufzer. Natürlich glaubte sie selbst nicht an das, was sie gesagt hatte, und Emi wußte es.

## 17. Kapitel

Eine breite Brücke verband die Insel Lidingö mit dem Archipel von Stockholm. In der andauernden Dämmerung glitzerte das Wasser in zarten Lilatönen. Der Ausblick von der Brücke war faszinierend. Runde, buschig bewachsene Inselchen lagen verstreut im Meer bis hin zum Horizont, über dem die Sonne wie eine riesige rote Aprikose stand. Auf der ändern Seite, viel weniger poetisch, das Industriequartier mit seinen Erdöltanks, seinen gewaltigen Ladekränen und Materialschuppen, so weit das Auge reichte. Vom Taxi aus, das sie zu Nilsson brachte, ließen Emi und Tina nur teilnahmslose Blicke über die Landschaft schweifen. Ihr touristisches Interesse war vergangen. Sie hatten nicht einmal Hunger; ein sehr schlimmes Zeichen! Eine einzige Frage spukte durch ihre Köpfe: wenn es eine Falle wäre? Wenn Nilsson sie zu sich ins Haus lockte, um sie ebenfalls zu entführen? - Eine idiotische Annahme, aber gerechtfertigt. Nachdem sie den Tag über jede erdenkliche Möglichkeit von allen Seiten ins Auge gefaßt hatten, waren sie zu dem nicht ganz befriedigenden Schluß gelangt, man müsse zuerst alles sehen... und dann erst melden.

Gleich nach der Brücke bog das Taxi in die stillen schattigen Alleen eines herrschaftlichen Quartiers ein. Landhäuser mit Strohdächern in der Art der dänischen Cottages wechselten mit modernen Gebäuden, deren Balkone mit Blumen und Kerzen geschmückt waren, und mit rustikalen finnischen Häusern, die in ihrer einfachen Bauart, ihren unauffälligen Farben sich

harmonisch zwischen die gefleckten Birkenstämme und die dunklen Kieferkronen fügten.

Tina schaute auf Nilssons Karte.

»Hersenrudsvägen - was für ein Name!. - Das muß hier sein.« Wie um ihr recht zu geben, hielt der Chauffeur vor einem geschnitzten Eichenholzportal. Das Haus lag hinter einer dicken Ligusterhecke verborgen. Nur zwei mit glänzenden Ziegeln gedeckte Türme waren zwischen den schwarzen Baumkronen zu sehen.

Die Mädchen bezahlten den Chauffeur, der ›tak, tak, hej, hej‹ sagte und sogleich wegfuhr. Da standen sie nun allein und recht unsicher. Der Ort an sich hatte zwar nichts Unheimliches: alles schien friedlich, reich und... normal. Vögel, die man nicht sehen konnte, zwitscherten in die Abendstille. Auf beiden Seiten der Allee waren Wagen parkiert und ließen nur einen schmalen Durchgang frei.

»Auf alle Fälle scheinen Leute bei Nilsson zu sein«, stellte Tina erleichtert fest.

Emi nickte.

»Ich nehme an, er wird es nicht wagen, uns mitten in einer Party den Hals abzuschneiden. Also immer voran!«

Knirschend öffnete sich das Portal, und man sah einen leicht geneigten Rasenplatz. Ein Weg, mit weißem Kies bedeckt, führte zum Haus, das verborgen zwischen Kiefern und Rotbuchen lag. Es war ein ländlicher Herrnsitz, zweistöckig und in Fachwerkbauweise. Eine kupferne Wetterfahne in Form einer fliegenden Ente war zwischen den beiden Türmchen auf dem niedrigen Dachfirst befestigt. An den durch Musselinvorhänge verhüllten Fenstern im Erdgeschoß leuchtete Kerzenlicht.

In der Mitte des Rasens, direkt vor dem Eingang, lag ein Schwimmbassin. Ein kleines Segelboot aus gelbem Plastik schaukelte auf dem Wasser. Neben dem Bassin stand ein weißer



Tisch und Rohrsessel mit vielfarbigen Kissen, daneben ein geschlossener Gartenschirm.

»Sieht ganz schön nach großem Geld aus!« flüsterte Tina.  
»Da gibt's wirklich eine Party.«

Tina und Emi betrachteten sich. Das Ensemble aus schwarzem Jersey schien Tina auf einmal dem Anlaß nicht zu entsprechen. Emi trug eine braune Leinenhose, einen Blazer und eine lila Hemdbluse.

»Meine Liebe«, sagte die junge Japanerin entschieden, »keine Komplexe! Wir sind mehr als perfekt.«

Sie drückte energisch auf den Klingelknopf.

»Die Skandinavierinnen sollen sich nur anstrengen: jetzt bricht Exotisches herein!...« Sie wich zurück. Vor ihnen stand eine Art Butler, entsprungen aus einem klassischen Gruselkrimi: kahlgeschorener Kopf, schrägstehende Augen, platte Nase und Würgerhände. Er deutete eine Verbeugung an und flüsterte heiser: »Välkommen!«

»Välkommen! Es ist witzig«, murmelte Emi, während der Koloß ihnen gewandt aus den Jacken half und diese über blaue Sammetbügel legte. Aus dem Salon klang das Stimmengewirr der Gäste.

Mit großer Gebärde öffnete der Mann die Tür. Man sah in den Salon, von Menschen überfüllt, die in Gruppen umher standen oder saßen. Jeder hatte ein Glas in der Hand. Die blonden Frauen trugen lange Kleider. Einige Männer waren im Smoking. Es gab auch Mädchen in Blue Jeans, eine Großmutter in peruanischem Poncho, eine reizende Frau mit seidenweichen roten Locken, die Pfeife rauchte, und eine Gruppe von hochgewachsenen Burschen, ebenfalls in Jeans und jenen schwedischen Minipullis, die den Bauchnabel allem Wetter aussetzen. Es sah eigentlich kaum nach einem Hinterhalt oder gar einer Entführung aus.

Der Salon, besser gesagt: die Salons - denn mehrere Räume

waren durch Flügeltüren miteinander verbunden - waren in Beige- und Rosatönen gehalten. Enorme Sofas mit vielen Kissen luden ein, sich bäuchlings darauf zu werfen. Tina und Emi irrten umher wie in einem Museum: zwischen Lehnstühlen und reich eingelegten Tischchen. Auf einer mit Perlmutter verzierten Kommode stand eine Musikdose, mit Hirtenszenen geschmückt, und spielte ›Sur le pont d'Avignon‹. Die beiden Mädchen bewunderten sie sehr. Weiche Spannteppiche und schwere Seidenvorhänge ergänzten sich. Und was seine Bilder anbelangte, hatte Nilsson nicht übertrieben. Tina erkannte einen großen Max Ernst, einen de Stael, zwei Chagall, die sie nicht mochte, und einen anbetungswürdigen kleinen Tom Wesselmann, dessen zarte Aquarellfarben wunderbar zur pastellenen Ausstattung der Räume paßten.

»Välkommen!« sagte hinter ihrem Rücken eine feste Stimme. Es war Nilsson. »Ich freue mich, daß Sie da sind. Haben Sie den Weg gefunden?«

»Wir nahmen ein Taxi«, sagte Tina. Nilsson schaute suchend umher. »Ich sehe Ihren Kollegen nicht.«

»Er wird etwas später nachkommen«, sagte Emi. »Sein Flugzeug kommt erst heute abend an. Welch reizendes Haus!«

»Ja, das Gebäude stammt aus dem 17. Jahrhundert und war in sehr schlechtem Zustand. Ich mußte alles von oben bis unten renovieren. Eine Riesenarbeit! Nun, wir werden dann zusammen einen Rundgang machen.« Und scherzend fügte er hinzu:

»Mein Butler hat Ihnen hoffentlich keine Angst eingejagt?« Nilsson lachte vergnügt.

»Der arme Axel bringt alle, die ihn zum ersten Mal sehen, aus der Fassung. Er kommt aus dem nördlichen Finnland und spricht nur einige Worte schwedisch. Er ist ein freundlicher Mann und ein wunderbarer Koch. Kommen Sie jetzt. Ich hole Ihnen zu trinken. Dann werde ich Ihnen einige Freunde vorstellen.«

In den folgenden zehn Minuten drückten sie Hände und

sagten in einem fort »How do you do?« - »Hey!« riefen die anderen ungezwungen. Weiter gedieh die Konversation kaum. Glücklicherweise sprachen einige Gäste deutsch oder englisch. Tina und Emi diskutierten über die Vorzüge des Schweizer Klimas im herbstlichen Graubünden; die Dame im peruanischen Poncho hatte dort Ferien verbracht. Dann kam ihnen ein scharfer Tabakqualm ins Gesicht, während die reizende rothaarige Pfeifenraucherin Emi fragte, ob es wahr sei, daß die japanische Schrift aus viertausend Zeichen bestehe.

»Fünzigtausend!« antwortete Emi freundlich. Die andere kaute träumerisch an ihrer Pfeife und blies ihr den Rauch ins Gesicht.

Endlich konnten sie sich mit einem Glas Grapefruitsaft in der Hand in den Hintergrund verziehen.

»Die Besorgnis deiner Mutter war unnötig.« Emi preßte ein Taschentuch unter die Nase. - »Oh, diese Pfeife!... Willst du mir erklären, was wir bei diesem mondänen Cocktail tun?«

»Wir werden es bald wissen«, stieß Tina hervor. »Sieh dir nur diese beiden Burschen an, die eben gekommen sind...«

Emi folgte der Richtung ihres Blickes. Mit einer Verbeugung hatte der Diener zwei junge Leute hereingeführt. Der eine sehr groß, mit kurzgeschnittenen blonden Haaren. Sein Kamerad war kleiner, hagerer und hatte eine schwarzgefaßte Brille. Schwarz war auch sein Rollkragenpulli, zu dem er eine graue Hose trug.

»Entweder träume ich oder ich bin betrunken!« flüsterte Emi aufgeregt. »Diese Kerle entsprechen genau der Beschreibung, die die Vermieterin machte.«

»Es hat Gin in unserem Grapefruitsaft«, bestätigte Tina. Sie suchte mit den Augen einen Ort, wo sie ihr Glas hinstellen könnte - nicht direkt auf ein Möbel, wegen der Flecken -, und stellte es schließlich auf eine Papierserviette.

»Wir müssen feststellen, ob es Amerikaner sind«, flüsterte Emi.

»Ja, aber wie?«

»Kein Problem! Welchen willst du? Den großen Blonden oder den Kleinen mit der Brille?«

»... den Kleinen mit der Brille.«

»Einverstanden. Ich übernehme den anderen.« In einem Zustand zwischen Angst und Lachen folgte Tina der Freundin, die sich durch den Schwarm der Gäste eine Weg zu den Neuangekommenen bahnte.

Auf einem kleinen Tisch neben einem Sofa standen mehrere Gin- und Whiskyflaschen und auch Gläser. Der große Blonde besah sich die Etiketten. Er entkorkte eine Flasche und sagte einige Worte zu seinem Kameraden.

Mit harmlos strahlendem Gesicht kam Emi näher, kam noch näher... und stieß ganz einfach ihren Ellbogen in den Rücken des großen Blonden. Der Junge, der gerade ein Glas, gefüllt mit einer dunklen Flüssigkeit, an die Lippen führte, tat einen falschen Schluck. Einige Tropfen spritzten auf seinen hellgrauen Flanellblazer.

Mit entsetztem Ausdruck preßte Emi die Hand auf den Mund.

»Oh, I am so sorry!«

»Not at all«, sagte der junge Mann. Sein Akzent ließ keinen Zweifel zu: er war Amerikaner. Er zog ein Taschentuch hervor, entfaltete es und betupfte sorgfältig den Fleck. Dann steckte er das Taschentuch wieder ein und senkte seinen Blick auf das Mädchen.

»Are you Japanese?«

»Yes, I am«, sagte Emi. Ein Lächeln erhellte ihr Gesicht, das jetzt treuherzig aussah wie das eines Babys. »Ich heiße Emi. Und das ist meine Freundin Tina.«

»How do you do?« stotterte Tina. Emis Sicherheit trieb ihr das Blut in die Wangen.

»Ich bin John«, stellte sich der Amerikaner vor. »Und das ist

Bill.« Mit dem Daumen zeigte er auf seinen Kameraden, der eine gefüllte Olive verspeiste. Bill nickte, mit vollem Mund. Er hatte ein kräftiges, hochmutiges Gesicht. Seine etwas krausen, anliegenden Haare ließen Ohren und Nacken frei.

»Sind Sie Französin?« fragte er Tina mit höflichem Interesse. Der französische Satz war korrekt, der Akzent fürchterlich.

»Nein, Schweizerin.«

»Wirklich? Ich kenne die Schweiz gut!« rief John in einem annehmbaren Französisch. »Meine Familie lebt zur Zeit in Genf.«

Keine Spur von Verlegenheit. Tina fragte sich, ob der Satz absichtlich gefallen sei. Johns lässige Art, die Wörter zu dehnen - vor allem, wenn er französisch sprach - mochte ihnen eine Bedeutung verleihen, die sie vermutlich gar nicht hatten.

Bill spießte wieder eine Olive vom Teller auf und begann zu kauen. Es entstand eine kurze Pause. »Trinken Sie etwas?« fragte John. In diesem Moment kam Nilsson zu ihnen. Zwischen den Fingern hielt er eine amerikanische Zigarette mit süßlichem Aroma. Er hatte ganz schön getrunken. Zwei rote Flecken leuchteten über seinen eckigen Backenknochen.

»Ich sehe, Sie haben schon Bekanntschaft geschlossen!« bemerkte er, legte einen Arm um Johns Schultern und wandte sich zu den Mädchen:

»Wissen Sie, daß wir verwandt sind?« Emi und Tina starrten ihn verdutzt an. Mit dem besten Willen der Welt hätten sie darauf nichts Vernünftiges zu sagen gewußt.

»Das wundert Sie?« Nilsson hob die Brauen. »Dabei ist es ganz einfach: John ist der Sohn meiner älteren Schwester, die einen Amerikaner geheiratet hat.«

»Wie interessant!« sagte Emi, sie hatte sich wieder gefaßt.

»Und Bill« - er nahm ihn freundschaftlich am Arm - »kommt aus Texas. Sein erstes Europajahr.«

»Yeah!« machte Bill mit Cowboy-Akzent. Alle lachten, die Mädchen noch lauter als die andern.

Nilsson beugte sich vertraulich vor. Sein Atem roch nach Gin, während er ihnen zuflüsterte:

»Lieben Sie Heringe in Branntwein?«

»Wie bitte?« stammelte Emi.

»Es gibt auch Krabbensalat und indisches Chicken Curry«, fuhr Nilsson fort. »Axel gelingt das alles perfekt.«

Er bot Tina seinen Arm.

»Das Nachtessen wird serviert. Wenn Sie mir bitte folgen wollen. John, Bill, ich vertraue euch diese jungen Damen an!«

Rosa Kerzen verbreiteten ein weiches Licht über den weißgedeckten Tisch, auf dem ein kaltes Büffet aufgebaut war. Mit Teller und Besteck ausgerüstet, eine Papierserviette unter dem Arm, drängten sich die Gäste herzu und traten einander auf die Füße. Nilsson hatte sich gedrückt. Tina und Emi ließen ihre Kavaliere sich ins Gemenge stürzen, und sanken mit weichen Knien aufs nächste Sofa.

»Was für ein Schlamassel!« stöhnte Emi. »Jetzt noch Familienbande. Das ist die Höhe. Wenn John und Bill vernehmen, daß wir Journalistinnen sind, gibt es eine Katastrophe!«

Tina kaute vor Aufregung an den Fingernägeln.

»Nilsson verfolgt ein bestimmtes Ziel. Ich traue seinen Höflichkeiten nicht. Dieser Kerl ahnt etwas! Er spielt mit uns wie die Katze mit der Maus. Wenn nur Jean-Paul hier wäre!...«

Sie schaute auf ihre Uhr. »Noch mehr als zwei Stunden bis das Flugzeug ankommt.«

»So lange können wir nicht warten«, sagte Emi. »Wir müssen vorher etwas unternehmen. Sobald wir unsere Heringe in Branntwein verschlungen haben, verabschieden wir uns von diesen charmanten Jünglingen, unter dem Vorwand, uns die

Nase zu pudern. Aber bevor wir das Haus verlassen, möchte ich einen Blick in die oberen Stockwerke werfen. Ich frage mich...« Tina gab ihr einen Stoß mit dem Ellbogen. John und Bill balancierten die vollen Teller vorsichtig auf sie zu. Es gab verschiedene Salate in allen Farben mit Salm und Chicken Curry. Trotz ihrer Bangigkeit lief den Mädchen das Wasser im Munde zusammen. »Einen Rose dazu?« schlug John vor. »Großartig!« rief Emi.

John entfernte sich wieder, um Wein zu holen. Bill ließ sich auf das Sofa fallen und zog sorgfältig die Bügelfalten gerade.

»Essen Sie... solche Dinge auch in Japan?« fragte er mit seinem schrecklichen Westernakzent.

»O nein!« erwiderte Emi sanft, »wir essen nur Reis. Und immer mit Stäbchen.«

Er beobachtete sie nachdenklich, schob die Unterlippe ein wenig vor, offensichtlich im Ungewissen, ob es Spaß sei oder Ernst. Emis Augen glitzerten. Der Texaner verzog das Gesicht zu einem Lächeln und begann ein Stück Hühnerfleisch vom Knochen zu lösen. John erschien mit einer Flasche Wein. Er füllte die Gläser und setzte sich neben Tina.

»Die Empfänge meines Onkels sind immer ein wenig geschraubt, aber man ißt gut«, sagte er.

»Er sagte, er empfange ›ganz ohne Umstände‹ nur ein paar Freunde«, erklärte Tina.

»Das ist ganz seine Art. Was machen Sie in Stockholm?«

»Wir... wir reisen!« stotterte Tina und hielt die Gabel in der Luft.

»Es scheint so«, lächelte John. »Aber im Ernst, was...«

Schon hatte er Emis halbleeren Teller vor der Nase. »Bitte, John!« bettelte die Japanerin. »Dieser Curry ist eine Wonne. Würden Sie mir nicht noch ein wenig holen?«

»Natürlich«, antwortete John und stand auf.

Tina schaute nach einer Flasche Mineralwasser aus. Sie starb vor Durst, und der Wein stieg ihr in den Kopf. Sie begegnete Bills forschendem Blick und antwortete mit einem Lächeln, wobei sie aber noch mehr errötete.

»Was tun Sie?« fragte der Amerikaner, geräuschvoll kauend.

»Dasselbe wie Sie: ich esse!« witzelte Tina mühsam. Emi brach in Gelächter aus, als ob Tina etwas ganz Komisches gesagt hätte.

»Achten Sie nicht darauf, Bill! Sobald sie etwas Wein trinkt, fängt der Kopf ihr zu drehen an.«

John kam enttäuscht zurück.

»Es gibt keinen Curry mehr!«

»Oh, wie schade!« riefen beide Mädchen.

Mit einem Seufzer stellte Emi ihren Teller hin. Sie öffnete ihre Handtasche, nahm ihre Puderdose aus blauem Schildpatt heraus und betrachtete sich entsetzt.

»Was ist los?« fragte John.

»Meine Nase glänzt!« jammerte Emi.

Zutraulich berührte der Amerikaner ihren Arm und flüsterte: »Ganz und gar nicht. Sie sind reizend.«

»Trotzdem muß ich mich wieder in Ordnung bringen, sonst bekomme ich Komplexe.«

Tina wischte sich den Mund und stand auf.

»Ich begleite dich.«

»Hello!« rief John enttäuscht. »Kommt aber rasch wieder! Es gibt Schokoladentorte zum Dessert.«

»Schön!« sagte Tina. »Reserviert uns ein großes Stück!«

Ganz ungezwungen gingen sie durch die Salons, in denen alle Leute sich zu den lieblichen Klängen von Kenny Burreis Gitarre mit Köstlichkeiten vollstopften. Die Großmutter im peruanischen Poncho winkte fröhlich mit einem bebutterten



Toast. In einer Fensternische stand Nilsson bei einigen Gästen und kehrte ihnen den Rücken zu. Im Hausflur hingen Jagdstiche an den Wänden aus Teakholz. Kein Mensch war zu sehen. Aus der Küche hörte man, wie jemand mit Geschirr hantierte. Emi und Tina übersahen geflissentlich die kleine Elfenbeinhand, deren Zeigefinger auf die Toilette hinwies; entschlossen, wenn auch mit Herzklopfen, stiegen sie die Treppe hinauf. Der dunkelblaue Spannteppich dämpfte ihre Schritte.

Kristalllampen zu beiden Seiten der Türen erleuchteten in der ersten Etage einen getäfelten Gang. Eine der Türen stand halb offen. Emi stieß sie ganz auf. Es war ein prächtig, in braungelben Tönen gehaltenes Schlafzimmer. Mit einer kleinen Grimasse schloß Emi die Tür. Hinter der nächsten, die sie öffnete, war ein kleiner Salon.

Aus dem Erdgeschoß drang Musik und Stimmengewirr herauf. Gleich gegenüber war eine andere Türe. Tina drückte auf die Klinke. Das Zimmer war hell erleuchtet. Ein Büro. Auf einem Sockel neben der Tür war eine seltsame Skulptur aus Onyx wie eine riesige, abgeplattete und durchscheinende Kugel. Die Lampe auf dem Arbeitstisch beleuchtete Aktenmappen, Papiere, ein Telefon und, in Silber gerahmt, das Foto eines etwa zehnjährigen Mädchens mit blonden, über die Schultern fallenden Haaren. Mit angehaltenem Atem gingen Tina und Emi um den Tisch herum. Da lagen Briefe unter einem Briefbeschwerer aus Kristall. Ohne ein Wort zu sagen, wies Emi auf die feine schräge Schrift in blauer Tinte: es war dieselbe wie auf der Rückseite des Briefumschlags, den sie bei Takeo in Zürich gefunden hatten.

»Ich bin glücklich, daß Sie mein Haus zu schätzen wissen!« sagte eine spöttische Stimme.

Sie wandten sich um. In der Türöffnung stand Harald Nilsson.

## 18. Kapitel

Einige Sekunden lang waren sie wie betäubt. Tina schien es, all ihr Blut ziehe sich aus dem Hirn zurück und lasse nur eine große Leere im Kopf. Wie immer reagierte Emi zuerst. Sie stotterte mit krampfhaftem Lächeln:

»Wir... wir suchten einen Ort, wo wir uns die Nase pudern können.«

»Der befindet sich im Erdgeschoß«, sagte Nilsson. Beide Mädchen machten gleichzeitig einen Schritt gegen die Tür. Ruhig stellte sich Nilsson davor und schloß sie. Er legte ganz ungezwungen die Hand auf die Onyxskulptur.

»Das hier ist von einem mexikanischen Künstler. Er ist bis jetzt in Europa noch wenig bekannt, aber er wird es bald sein. Ein Wunder, nicht wahr?« Tina schluckte.

»Wir bewunderten es gerade, als Sie eintraten.« Mit langsamen Schritten näherte sich Nilsson seinem Arbeitstisch und warf einen kurzen Blick darauf. Seine Stimme blieb höflich, beinahe herzlich, aber seine Augen waren hart.

»Sollten Sie etwa... Souvenirs von meiner Japanreise suchen«, er schaute dabei Emi an, und sie errötete, »Sie werden keine finden. Ich habe keine bemerkenswerten Sachen mitgebracht. Vielleicht zwei oder drei Jadesteine aus dem 17. Jahrhundert. Aber ich nehme nicht an, daß solche Einzelheiten für Ihr Interview nötig sind.«

Er sprach mit betonter Ironie. Emi fing den Ball auf. »Im Gegenteil. Wir möchten die Herkunft Ihrer Kollektion kennen. Sie haben sicher auch hochinteressante Anekdoten zu erzählen!«

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Wann kommt Ihr Kollege?«

Emi schaute auf ihre Uhr.

»Es ist Viertel vor zehn. Es kann jetzt nicht mehr lange dauern.«

Nilsson hob mit der Fingerspitze seinen Ärmelsaum. Die Uhr

an seinem Handgelenk war flach und glänzend wie eine alte Münze.

»Es ist erst zwanzig vor zehn. Dies ist eine Präzisionsuhr, aus der Schweiz, versteht sich. Sie täten gut daran, die Ihre richtig zu stellen.«

Er lachte kurz.

»Machen Sie sich keine Sorgen um Ihren Freund. In unsern Tagen zählen Distanzen kaum mehr. In einigen Stunden umkreist man die halbe Erde. Es ist wirklich so, daß die heutige Technik praktisch alle Verbindungsprobleme gelöst hat. Nehmen wir als Beispiel die Telefonverbindungen. - Aus diesem Büro kann ich in wenigen Minuten jede beliebige, europäische oder überseeische Stadt erreichen. Bemerkenswert, nicht wahr?«

»Tatsächlich«, stammelte Tina mit zugeschnürter Kehle.

Worauf wollte er hinaus?

Nilsson drückte mit dem Finger auf die Lehne eines Sessels und ließ ihn um seine Achse drehen.

»Sehen Sie: vorher, als Sie die Eroberung von John und Bill machten - mein Kompliment übrigens, denn in der Regel sind sie nicht leicht zu erobern -, da kam ich in dieses Büro herauf, um jemanden anzurufen. Erraten Sie, wen?«

Sie errieten nur zu gut. Da sie jedoch entschlossen waren, weiter zu bluffen, schauten sie einander mit einfältigen Unschuldsmienen an.

Nilsson stoppte jählings die Drehung des Sessels. Seine Stimme war plötzlich knapp.

»Ich habe eine Dame in Zürich angerufen, die ein Cafe führt. Es heißt, glaube ich, ›Katzenfisch‹ oder so ähnlich. Frischt Ihnen das vielleicht Erinnerungen auf?«

In die Stille hinein ließ eine kleine Pendule drei silbern melodische Schläge ertönen. Es war ein Viertel vor zehn. Tina sagte mit tonloser Stimme: »Ich verstehe nicht, was Sie damit

sagen wollen...«

»Sie verstehen ganz, genau!« entgegnete Nilsson trocken. »Sie waren vor zwei Tagen im ›Katzenfisch‹, und Sie haben mit Karin Tobler gesprochen.«

»Das war eine Reportage für Radio Bern«, sagte Tina heftig. Widersprechen war zwecklos: er wußte alles! - »Das hat nichts mit Ihnen zu tun!«

»Gewiß.« Nilsson zuckte die Achseln. - »Wie Sie meinen Namen und meine Adresse fanden, das ist ein Geheimnis, das wir später aufdecken werden. Für den Anfang stelle ich Ihnen eine einzige Frage, auf die ich eine Antwort verlange: Aus welchem Grunde sind Sie hier bei mir?«

»Sie haben uns eingeladen, glaube ich«, parierte Emi.

Nilsson preßte die Kiefer zusammen. Die glatte Haut straffte sich über seinen Backenknochen.

»Ich bitte Sie, Ihr lächerliches Ausweichspiel aufzugeben.«

»Sehr gut!«, antwortete Emi mit blitzenden Augen.

»Wo ist Takeo Suzuki?«

Der Schlag saß. Nilsson straffte sich. Die Sehnen seines mageren Halses bewegten sich unter dem Vorhemd. Auf dem Arbeitstisch war eine Gegensprechanlage. Nilsson drückte auf einen Knopf. Eine Männerstimme antwortete. Nilsson sagte etwas in einer unbekannten Sprache. Dann setzte er sich in den Sessel.

»Ich bin ein nachlässiger Gastgeber«, sagte er mit spöttischem Lächeln. »Da verlasse ich meine Gäste, um Privatsachen zu ordnen.«

»Sind alle damit beschäftigt, sich vollzustopfen«, warf Emi giftig ein. Es klopfte. Nilsson sagte: »Ja!« Die Tür ging auf, und die beiden Amerikaner erschienen. Überrascht blieben sie stehen, als sie die Mädchen sahen.

»Come on, boys!« sagte Nilsson schroff. »Was habt ihr

wieder angestellt?«

John und Bill wechselten einen verständnislosen Blick.  
»Wir?« sagte John, mit Unschuldsmiene. »Aber wieso denn...?«

»Die jungen Damen hier sind auf der Suche nach Takeo Suzuki«, sagte Nilsson eisig.

John fuhr zusammen. Das Blut stieg ihm in den Kopf. Er griff nach seiner Krawatte und zog daran herum, als ob sie ihm zu eng wäre. Bill starrte auf den Fußboden.

»Nun?« sagte Nilsson.

»Aber... das ist ja unmöglich!« platzte John heraus. »Wir hatten Takeo immer im Auge. Er konnte doch nicht...«

Mit einer unwilligen Handbewegung schnitt ihnen Nilsson das Wort ab.

»Es ist das letzte Mal, daß ich mich für euch einsetze. In Zukunft könnt ihr eure Kohlen selbst aus dem Feuer holen.«

Bill bewegte etwas seine langen Arme. Er sah aus wie ein Boxer, der sich langsam wieder zurechtfindet nach einem K.o.

»Wer sind sie?« fragte er kurz.

»Journalistinnen«, sagte Nilsson. »Habt ihr es nicht erraten? Ihr seid wieder einmal zu sehr aufgefallen in der Schweiz.«

»Ehrenwort, Onkel Harald«, sagte John, »ich verstehe überhaupt nichts mehr! Wir haben die beiden Mädchen nie im ›Katzenfisch‹ gesehen, nicht wahr, Bill?«

»No«, sagte Bill.

Er kaute an etwas herum, vermutlich an einem Kaugummi.

Nilsson hob die Schultern.

»Auf alle Fälle wissen sie Bescheid.«

»Vollkommen!« Zornig ging Emi zum Angriff über.

»Wir wissen, daß Sie Takeo Suzuki festhalten und seinen Vater um 50 000 Dollar erpressen!«

Zu ihrer Verblüffung brach Nilsson in schallendes Gelächter

aus. Tina sah, wie John und Bill einen verstohlenen Blick wechselten.

»Was reden Sie da? Wir halten Takeo fest? Welch ein absurder Gedanke!«

Emi ließ nicht locker.

»Takeos Vater hat einen Brief erhalten mit der Aufforderung, nach Stockholm zu kommen, um das Lösegeld zu zahlen. Der Brief mit Angabe von Zeit und Ort für die Ablieferung des Geldes war in der ›Asahi‹ abgedruckt, in eben jener Nummer, von der Sie ein Exemplar auf Ihrem Arbeitstisch hatten. Können Sie leugnen, daß Sie der Schreiber jenes Briefes waren?«

»Aber sicher streite ich das ab«, sagte Nilsson. »Entgegen allem, was Sie sich da beharrlich einbilden, halten wir Takeo nicht fest.«

»Ich... ich verstehe nicht...«, stammelte Emi, nun doch aus dem Konzept gebracht.

»Wir helfen ihm«, sagte Nilsson ruhig. »Das ist alles.«

## 19. Kapitel

Wie versteinert starrten ihn die beiden Mädchen an. »Helfen...«, stotterte Tina. »Aber... wie?« Nilsson faltete seine Hände unter dem Kinn. »Takeo hatte uns um Hilfe gebeten. Er ist ein phantasievoller Junge, vor dem ich den Hut ziehe. Diese Hilfe, über die ich hier keine Einzelheiten bekanntgeben darf, besteht in einer einfachen.. Transaktion.«

»Aber...«, begann Emi. Nilsson schüttelte den Kopf.

»Ich fürchte sehr, meine Damen, in Takeos eigenem Interesse bin ich gezwungen, Sie ein oder zwei Tage hierzubehalten, damit der junge Mann seinen Plan durchführen kann, ohne durch Ihren unangebrachten Eifer gestört zu werden.«

Tina und Emi wichen zurück. Hatte er den Kopf verloren? Instinktiv schauten sie nach der Tür. Die beiden Jungen standen davor.

»Sie können uns doch nicht festhalten!« rief Tina. Nilsson hob den Blick zur Decke.

»Wer spricht denn von festhalten? Sie verwenden große Worte, mein Fräulein. Sie haben die bedauerliche Gewohnheit, eine an sich simple Situation zu dramatisieren. Sie werden meine Gäste sein in einem doch recht komfortablen Hause. Und wenn dann der Moment gekommen sein wird, bieten wir Ihnen einen Flugschein an mit dem Bestimmungsort Genf oder Zürich, wie Sie wollen, und ein Taxi, das Sie zum Flughafen fährt.«

»Die Polizei...«, begann Tina, bleich vor Wut. Nilsson lächelte spöttisch und nachsichtig zugleich. »Lassen Sie doch die Polizei in Frieden. Ihre erbärmlichen Verdächtigungen gegen einen schwedischen Bürger in seinem eigenen Lande könnten übrigens nur zu Ihrer Ausweisung führen. Darum und in Takeos Interesse bitte ich Sie, auf jegliche Mitteilung an die Presse zu verzichten. Andernfalls könnte der junge Mann Unannehmlichkeiten haben. Sehr ernste sogar.«

»Die Unannehmlichkeiten werden Sie haben!« schrie Emi. »Wir wissen, daß John und Bill in der Schweiz wegen Drogengeschäften eingesperrt waren und daß sie...«

»Nein, mischen Sie sich nicht in fremde Sachen ein!« protestierte John. Bill sagte nichts. Die Hände in den Taschen trat er einfach einen Schritt vor.

»Ruhig, boys!« Nilsson winkte verdrießlich ab. Dann wandte er sich an Emi und zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er ein sehr gutes Gedächtnis hatte.

»Meine liebe Miß Tanaka, wir alle wissen es, die Polizei ebenso gut wie Sie und ich. Die Kautionsurkunde wurde vorschriftsmäßig hinterlegt. Diese jungen Männer haben nichts zu befürchten. Glauben Sie mir: heutzutage ist der Drogenhandel eine ganz

banale Angelegenheit geworden, in die jeder einmal verwickelt sein kann.«

»Sie handelten mit Marihuana!« schrie Tina.

»Wirklich?« fragte Nilsson. »Das wußte ich nicht. Das habt ihr mir nicht gesagt, boys«, wandte er sich an die Amerikaner. Die Jungen stotterten etwas Unverständliches. Die kleine Pendule schlug langsam und graziös zehn Uhr, Nilsson erhob sich.

»Also, wenn ich recht verstanden habe, nahm Ihr Kollege Jean-Paul Vautier - so heißt er doch, nicht wahr? - das Flugzeug Zürich-Kopenhagen, das um elf Uhr dreißig hier landet?«

»So ist es«, sagte Tina kalt. »Wir haben Ihre Adresse im Hotel zurückgelassen. Er wird uns hier suchen und...«

»Genau«, sagte Nilsson langsam. »Und darum möchte ich meine Vorsichtsmaßnahmen treffen.«

Er schrieb etwas auf eine Karte und reichte sie Bill.

»Das ist der Name des jungen Mannes. Es bleiben euch anderthalb Stunden, um nach Arlanda zu fahren und ihn abzufangen, wenn er aus dem Flugzeug steigt. Dann führt ihr ihn... ihr wißt, wohin. Und keine Gewalttätigkeit, verstanden! Ich will keine Geschichten.«

Bill schob seinen Kaugummi vor sein Zahnfleisch.

»Okay«, sagte er und ging hinaus. John folgte ihm.

Emi und Tina standen da wie benommen. Die Falle hatte sich so brutal geschlossen, daß ihnen der Atem wegblieb. Was würde bloß mit Jean-Paul passieren? Als hätte er ihre Gedanken erraten, lächelte ihnen der Schwede beruhigend zu.

»Keine Aufregung! Wir sind unter zivilisierten Menschen. Ihrem Kollegen wird nichts Böses geschehen. Er wird einfach unter Aufsicht gehalten bis zu dem Moment, in dem Sie alle miteinander wieder über die Grenze geschickt werden. Ich möchte Takeo völlige Handlungsfreiheit lassen.«



Er zog die Manschetten seines Seidenhemdes zurecht.

»Und jetzt ist es an der Zeit, daß ich mich wieder zu meinen Gästen begeben. Ich nehme an, Ihr Fernbleiben wird diskret übersehen. Folgen Sie mir!«

»Und wenn wir uns weigern?« fragte Emi.

»Meine liebe Miß Tanaka, ich fürchte, Sie haben keine Wahl. Glauben Sie mir, es ist besser, wenn Sie vernünftig sind.« Wieder drückte er auf den Knopf der Gegensprechanlage, rief einen kurzen Satz hinein und wartete, indem er nervös auf den Tisch trommelte. Einen Augenblick später ging die Tür auf. Axel, der finnische Diener, stand auf der Schwelle.

»Axel«, sagte Nilsson, »führe diese jungen Damen ins blaue Zimmer und sieh zu, daß es ihnen an nichts mangelt.«

Er fügte noch etwas in jener fremden Sprache hinzu.

»Vermutlich finnisch«, dachte Tina. Sie hatten jetzt nur noch zu gehorchen. Obwohl sie hätten beißen und kratzen mögen, mußten sie sich beherrschen. Mit klopfendem Herzen folgten sie dem Finnen. Nilsson ging als letzter hinaus und winkte:

»Gute Nacht! Wir sehen uns beim Frühstück wieder.«

Er lief die Treppe hinab. Emi zischte halblaut auf japanisch etwas sehr Grobes hinter ihm her. Axel, der voranging, schaute sie über die Schulter an, und sie schnitt eine scheußliche Grimasse. Aber ohne mit der Wimper zu zucken, wandte er sich ab. Er hatte einen seltsam leichten Gang. Trotz seines beträchtlichen Gewichtes mußte er von ungewöhnlicher Kraft und Beweglichkeit sein.

Sie stiegen eine Treppe hinauf, gingen einen Gang entlang, der beinahe gleich war wie der im ersten Stock. Endlich stand der Riese still und öffnete eine Tür. Er bedeutete ihnen einzutreten. Sie gehorchten. Ein Klicken: die Türe war wieder zu. Sie hörten, wie der Schlüssel im Schloß gedreht wurde.

Als Gefängniszelle war das Zimmer nicht übel. Es war hell

und behaglich und hatte zwei Betten mit blauen Kretonnedecken. An der Wand hingen Aquarelle mit Vögeln. Nebenan war ein kleines Badezimmer. Auf dem Regal unter dem Spiegel fanden sie zwei Zahnbürsten, eine Seife und eine Flasche Kölnisch Wasser.

»Willkommen im Hilton Stockholm mit allein Komfort!« knirschte Tina.

»Das Fenster!« flüsterte Emi. Sie riß die Musselinvorhänge auf, öffnete den Fensterflügel und beugte sich hinaus. Duft von frischem Gras kam ihr entgegen. Fünf Meter tiefer, direkt unter ihnen, war der Rasen mit einigen Fliederbüschen. Nicht der geringste Mauervorsprung, an dem man sich hätte halten können. In der milchigen Nacht zeichneten sich die Bäume schwarz ab.

Emi knallte das Fenster wieder zu.

»Hoffnungslos! Wir würden im Spital landen.«

»Aber wie kommen wir hier heraus?« tobte Tina.

»Wir müssen Jean-Paul warnen! Diese beiden Kerle werden über ihn herfallen.«

Emi stürzte zur Tür und äugte durchs Schlüsselloch.

»Der Schlüssel ist in der Türe... Wenn ich es fertigbrächte, ihn zu drehen! Hast du eine Haarnadel?«

Fieberhaft suchte Tina in ihrer Handtasche, warf alles durcheinander aufs Bett: ein Taschentuch mit Lippenstiftflecken, ein zerknittertes Zigarettenspaket, ihren Reisepaß und ihr Schminkbeutelchen. Ganz unten in der Tasche fand sie wunderbarerweise, was sie suchte.

»Hier!«

»Gib her!« keuchte Emi.

Schweigend machte sie sich an die Arbeit. Minuten vergingen. Die Finger der Japanerin zitterten.

»Bringst du es fertig?« flüsterte Tina, indem sie ihre Sachen

kunterbunt wieder in die Tasche stopfte.

»Warte!« flüsterte Emi. »Ich mache das nicht jeden Tag. Ich muß mich konzentrieren...«

Sehr langsam, mit unendlicher Vorsicht bewegte sie die Nadel. Trotz ihrer Aufregung, ihrer fieberhaften Hast waren ihre Bewegungen außerordentlich geschickt. Schweißtropfen perlten auf ihrer Stirn. Da, ein leichtes Geräusch: der Schlüssel drehte sich im Schloß. Mit angehaltenem Atem drückte Emi auf die Klinke. Die Türe ging auf.

Tina preßte die Hand auf den Mund. Es war ihr kalt und heiß vor Angst.

»Vorsicht! Vielleicht ist jemand hinter der Türe...« Sehr sachte, Zentimeter um Zentimeter stieß Emi die Türe weiter auf. Alles schien verlassen und still. Mit zugeschnürter Kehle schlichen sie vorwärts... und blieben wie versteinert stehen. Im Halbdunkel des Korridors stand ein kleines Mädchen mit langen blonden Haaren und schaute sie an. Es trug einen Pyjama mit großem gelbem Margeritendessin und hielt einen Plüschbären im Arm.

## 20. Kapitel

Kein Zweifel: es war das kleine Mädchen, dessen Bild sie auf Nilssons Arbeitstisch gesehen hatten. Unbeweglich, mit blinzelnden Augen schaute es sie ernst und verschlafen an. Seine nackten Zehen krallten sich in den Teppich.

Tina hatte sich wieder gefaßt und machte »Pst!«, indem sie einen Finger auf die Lippen legte. Emi ging mit gewinnendem Lächeln auf das Kind zu. »Wie heißt du?«

Keine Antwort. Tina und Emi wechselten einen Blick. Das Kind verstand offensichtlich nur schwedisch. »Gehn wir!«

flüsterte Emi.

Sie liefen zur Treppe. Im Vorbeigehen streichelte Tina die Haare des Mädchens. »Sei brav! Geh schlafen!«

Die Kleine regte sich nicht. Dann aber drehte sie sich plötzlich um, und fast lautlos verschwand sie in einem Zimmer. Vom Erdgeschoß her waren Schritte zu hören. Die beiden Mädchen preßten sich an die Wand und hielten den Atem an. Südamerikanische Musik und Gelächter drangen vom Salon herauf. Dann schlug jemand unten eine Türe zu. Tina und Emi mußten zwei Stockwerke tiefer gelangen, ohne gesehen zu werden..

Sie betraten die Treppe, als gingen sie auf Eiern. Lautlos stiegen sie Stufe um Stufe hinab, immer rascher, da ihnen niemand entgegen kam. Im ersten Stock war die Musik lauter zu hören. Dann das schrille Lachen einer Frau. Die Salontüre blieb geschlossen. In drei Sätzen durchquerten die Fliehenden den Hausflur. Sie öffneten, schlüpfen hinaus... Leise schloß sich die Türe hinter ihnen. Sie waren draußen, frei.

»Achte auf die Fenster!« flüsterte Emi. Geduckt liefen sie an dem grünlichen Wasser des Schwimmbassins entlang und flüchteten sich in den Schatten der Buchen. Der Himmel hatte ein fahles Blau, und das Grün des Rasens war in Grau übergegangen.

Das Portal war angelehnt. Auf der Straße rannten sie, bis sie außer Atem kamen. Der Lärm ihrer eigenen Schritte auf dem Asphalt dröhnte ihnen in den Ohren.

»Autostopp!« keuchte Emi.

Tina stolperte und fiel beinahe hin. Ein schreckliches Stechen in der Seite nahm ihr den Atem. Sie verwünschte alles, was sie verschlungen hatte: Kaviar, Heringe, Eier und Chicken Curry.

Die Lichter eines Wagens leuchteten auf. Emi gab Zeichen. Die Scheinwerfer blinkten, der Fahrer gab Gas, und das Auto brauste vorbei. Emi sprang zur Seite.

»Dummkopf!« schrie sie.

Hart atmend stieß Tina sie vorwärts. Sie spürte nicht nur das Stechen in der Seite, der ganze Bauch tat ihr jetzt weh. Wieder kam ein Wagen. Die Mädchen winkten verzweifelt mit beiden Armen. Bremsen knirschten. Der Wagen, ein großer altertümlicher Volvo, stoppte. Am Steuer saß ein hohlwangiger alter Mann mit vorstehenden Brauen und mit einer Seemannsmütze auf dem Kopf. Neben ihm eine alte Frau, ebenso mager wie er. Sie trug einen Regenmantel und hatte ein Kopftuch unter dem spitzen Kinn gebunden. Der Mann ließ die Scheibe herunter und sagte: »Mär ni inte bra?«

»Arlanda... Airport!« stammelten beide Mädchen gleichzeitig und zeigten heftig auf ihre Uhren.

Wie die meisten Schweden sprach der Alte auch englisch.

»Sie wollen zum Flughafen?« fragte er. »Das ist sehr weit von hier.«

»Ja, eben«, Tina war am Zusammenbrechen und klammerte sich ans Auto, als wolle sie verhindern, daß es ohne sie beide weiterfahre.

»Ein Freund aus Zürich kommt in vierzig Minuten an. Wir müssen unbedingt dort sein, um ihn zu empfangen. Es ist... es ist sehr wichtig!«

Die Frau schob nur die Unterlippe vor, als wolle sie sagen, »es ist hoffnungslos«.

»Steigen Sie ein«, sagte der Mann und öffnete die Wagentür. »Ich fahre Sie bis zum Zentralbahnhof. Dort können Sie ein Taxi nehmen.«

Sie fuhren über die erleuchtete Brücke. Stockholm bot ihnen an diesem Abend überall Rotlicht. Der alte Mann hielt jedesmal gewissenhaft an, startete gradaus, kuppelte mühsam, fuhr im Schneckentempo wieder an und ließ sich von allen anderen überholen.

»Wenn wir nur rechtzeitig hinkommen«, stöhnte Tina.

Emi schaute unglücklich auf ihre Uhr und sagte nichts. Endlich erreichten sie den Zentralbahnhof, wo eine doppelte Reihe Taxis wartete. Die Mädchen bedankten sich rasch und stürzten aus dem Wagen, über die Straße und ins nächste Taxi.

»Nach Arlanda, rasch!«

Der Chauffeur fuhr sogleich los. O Wunder, er sprach deutsch!

»Das Flugzeug um halb zwölf? Dafür ist es etwas spät... Nun, ich werde tun, was ich kann.«

Nach einer nicht endenwollenden Fahrt gelangten sie aus der Stadt hinaus. Das Taxi raste auf der Autobahn. Der Zähler kletterte auf hundertzwanzig, hundertvierzig. Der Chauffeur war erstklassig: Schnelligkeit, Reflexe, Blitzanfahrten. Mann und Maschine bildeten einen perfekt geregelten Mechanismus. Jetzt konnte man sich zurücklehnen, Minuten zählen und hoffen.

»Wir werden es noch schaffen«, flüsterte Emi. Kaum hatte sie das gesagt, sah man mitten auf der Autobahn ein rotes Licht blinken. Das Taxi fuhr langsamer. Emi und Tina schossen auf.

»Was gibt es?«

»Keine Chance mehr!« brummte der Chauffeur. »Ein Unglück.«

»Ein Unglück?« schrie Tina.

Ein Personenauto hatte einen Lieferwagen gestreift. Keine Verwundeten. Kaum etwas Materialschaden. Aber Glassplitter bedeckten die Straße. Und rote Lichter leiteten den Verkehr um, den ein Polizist in weißem Wachstuchmantel regelte. Wagenschlangen bildeten sich in beiden Richtungen. Als das Taxi endlich wieder seine normale Fahrt fortsetzen konnte, waren fünf weitere Minuten vergangen. Emi und Tina wagten nicht einmal mehr, auf ihre Uhren zu sehen.

Nach einer Ewigkeit tauchte das helle Flughafengebäude auf.

Die Lichter vom Kontrollturm leuchteten durch einen weißlichen Nebel. Das Taxi machte eine tadellose Wendung und stoppte.

»Ich bedaure sehr«, sagte der Chauffeur.

»Macht nichts...«, murmelte Tina. Alles, was jetzt Jean-Paul noch retten konnte, war eine Verspätung des Flugzeugs. Mit zitternden Fingern bezahlte sie die Fahrt, während Emi in die Ankunftshalle rannte. Sie war beinahe leer. Einige Reisende warteten schläfrig auf den schwarzen Lederbänken. Jetzt kam auch Tina atemlos herein. Sie stürzten zur Auskunft. Eine Schwedin in blauer Uniform der SAS schenkte ihnen ein strahlendes Lächeln.

»Excuse me!« stotterte Emi auf englisch. »Das Flugzeug aus Zürich via Kopenhagen?«

»So sorry«, antwortete die Blondine betrübt. »Die Maschine landete, wie vorgesehen, um elf Uhr fünfunddreißig.«

Es war Mitternacht.

An der Abschränkung vor dem Bauplatz flatterten zerfetzte Plakate im Wind. Die Straße mit ihren vielen dunklen Ecken war menschenleer. Eine Lichtreklame blinkte.

Erschöpft und schweigend stiegen Tina und Emi in den Lift. Das Eisengitter fiel lärmend zu. Eine staubige Ampel erleuchtete den Treppenabsatz im zweiten Stock. Bis zum Hals in eine rote Flauschjacke gehüllt und mit einem Lockenwickler in der Haarfranse, öffnete ihnen die alte Dame die Tür. »Hej!« murmelte sie verschlafen, trippelte dann vor ihnen her und brachte ihnen den Schlüssel. Die Mitteilung für Jean-Paul war noch da. Tina nahm sie zurück. In ihrem Zimmer zerriß sie den Zettel in kleine Fetzen und warf sie in den Papierkorb.

Wortlos zog Emi Blazer und Schuhe aus und öffnete den Gürtel. Tina schleppte sich ins Badezimmer. Sie drückte etwas Paste auf ihre Zahnbürste.

»Man muß etwas tun!« brach es dann aus ihr heraus. »Wir können nicht einfach untätig zuwarten. Wenn wir die Polizei benachrichtigen?«

»Das ist riskant, nachdem jetzt Jean-Paul in Nilssons Händen ist«, seufzte Emi. Sie war in einen Sessel gesunken, hatte die Augen geschlossen und massierte ihre schmerzenden Schläfen.

»Dieser Kerl hat gewiß eine Menge höflicher Erklärungen bereit und auch genug Geld, so daß ihm jede Geschichte von jedermann abgenommen wird. Wir müssen...«

Das Telefon klingelte.

Tina ließ vor Schreck die Zahnbürste fallen. Emi sprang auf, nahm den Hörer ab.

»Hallo? Ja?... Wer ist am Apparat?« Schweigen. Nur Atemzüge waren zu hören. Dann ein Klicken: der andere hatte aufgehängt. Emi war bleich. Den Hörer hielt sie noch in der Hand.

»Sicher John und Bill!... Sie wissen, daß wir hier sind. Wie... wie haben sie unsere Spur gefunden?«

»Ich weiß nicht«, stieß Tina hervor. Ganz, mechanisch hob sie ihre Zahnbürste auf und hielt sie unter den Wasserstrahl.

»Lösch das Licht«, flüsterte Emi und legte den Hörer auf. Tina gehorchte. Sie tasteten sich zwischen den Möbeln durch zum Fenster. Emi hob einen Zipfel des Vorhangs und schaute auf die dunkle leere Straße hinaus.

»Glaubst du, sie überwachen das Hotel?« flüsterte Tina.

»Vielleicht. Aber um bis zu uns vordringen zu können, müßten sie erst die alte Dame niederschlagen und...«

Emi schwieg plötzlich beim Gedanken, daß sie sehr wohl imstande wären, es zu tun.

»Haben wir abgeschlossen?« stammelte Tina.

Sie stürzte zur Türe, drehte den Schlüssel zweimal um, schob den Riegel vor. Im Halbdunkel hörten sie nur ihre eigenen



beklommenen Atemzüge.

Wieder klingelte das Telefon. Beide fuhren zusammen. Der Schreck lahmte sie geradezu. Einmal.. zweimal.. dreimal hallte das schrille Läuten in die Stille.

»Was tun wir? Gar nicht reagieren?« fragte Emi unsicher. Bei jedem Klingeln schmerzte der insistierende Ton ihr Trommelfell. Tina hielt sich die Ohren zu.

»Das wird alle Nachbarn wecken!«

Emi preßte die Kiefer zusammen. Herausfordernd streckte sie den Arm aus und hob den Hörer ab.

»Ja?«

Ihr Gesicht strahlte plötzlich vor Erleichterung. Sie stieß einen Freudenschrei aus, den man gewiß im ganzen Hotel hören konnte.

»Kazu! Wo bist du? Was? In Hamburg?«

Jetzt sprach sie japanisch und sehr schnell. Mit weichen Knien sank Tina in einen Sessel. Ihre Finger waren steif und eiskalt, ihre Wangen brannten.

Emi schwieg und hörte aufmerksam zu. Dann lächelte sie, rief noch einige Worte, bekräftigte sie mit Kopfnicken und legte schließlich den Hörer auf.

»Kazu und Pek sind vor einer halben Stunde in Hamburg angekommen. Sie wollten ein Hotel suchen, aber jetzt haben sie sich anders entschlossen. Sie fahren noch heute nacht durch Dänemark und schlafen abwechselungsweise im Wagen. Morgen im Laufe des Tages werden sie in Stockholm sein.

»Gott sei Dank! Verstärkung naht«, murmelte Tina. In ihrer Aufregung war sie den Tränen nahe.

»Bis dahin empfiehlt uns Kazu, nichts zu unternehmen und keine Dummheiten zu machen.«

»Was versteht er unter Dummheiten?« fragte Tina. Kazus Anruf hatte ihnen wieder Sicherheit gegeben. Sie kamen sich

etwas lächerlich vor, weil sie sich so von der Angst hatten packen lassen.

Emi holte eine Zigarette aus ihrer Handtasche und zündete sie an.

»Wir müssen Nilsson zwingen, Jean-Paul sofort freizugeben«, sagte sie angriffslustig. »Wenn er sich weigert, drohen wir mit der Polizei.«

»Und du glaubst, das könnte auf Nilsson Eindruck machen?« Tina war nicht überzeugt.

»Ich weiß es nicht«, gestand Emi. »Aber es wäre immerhin zu versuchen.«

»Mit Nilsson sprechen, einverstanden«, sagte Tina, »Die Frage ist nur: wo und wie? Nach Lidingö zurückzukehren, ist unmöglich. Wenn der Finne uns kapern kann, wird er diesmal weniger höflich sein.«

Barfuß ging Emi im Zimmer umher. Ihre brennende Zigarette geisterte wie ein roter Punkt im Halbdunkel.

»Es gibt eine Möglichkeit: wir sprechen Nilsson beim Eingang zur Galerie an. Er wird nicht wagen, uns mitten auf der Sturegaten zu kidnappen, wo unser Geschrei ganz Stockholm alarmieren könnte!«

Tina antwortete nicht. Plötzlich richtete sie sich auf, von einem Gedankenblitz getroffen.

»Emi, denk nach: wir sind nach Schweden gekommen in der Annahme, Takeo habe Hilfe nötig. Wenn das nicht stimmt? Wenn er im Einverständnis wäre mit Nilsson und seiner Bande?«

»Du hast vielleicht recht. Was meinte Nilsson, als er von einer geschäftlichen Transaktion zwischen Takeo und ihm sprach? Eine idiotische Behauptung: seit dem Bruch mit seiner Familie hat Takeo keinen Cent mehr in der Tasche. - Die Sache wird immer undurchsichtiger, immer schlimmer!«

Sie zerdrückte wütend ihre Zigarette.

»Von all diesen Aufregungen habe ich Kopfweh bekommen. Ich habe ein Gefühl, als hätte ich Nägel im Kopf.«

»Willst du Aspirin?«

»Ja, das kann ich brauchen. Sonst schließe ich kein Auge bis zum Morgen.«

Tina füllte ihr Zahnglas unter dem Wasserhahn. Sie nahm zwei Aspirintabletten, schluckte eine davon mit etwas Wasser und kam wieder ins Zimmer. Emi lag auf dem Bett, die Augen halb geschlossen.

»Dieses Mädchen, das wir im Korridor trafen. Wer ist das?« fragte Tina.

Emi richtete sich ein wenig auf, stützte sich auf den Ellbogen und schluckte mit einer Grimasse ihr Aspirin.

»Nilssons Tochter, nehme ich an.«

Tina lächelte betrübt.

»Arme Kleine! Sie war so niedlich mit ihrem Plüschbär!«

## 21. Kapitel

Im Park, der Galerie direkt gegenüber, stand ein Kiosk. Die Leute standen Schlange, um warme Würstchen mit Ketchup zu kaufen oder schreckliche Fleischkügelchen, garniert mit gehackten Salzgurken, Essigzwiebeln und Preiselbeergelee. Die Luft war eisig. Wolkenfetzen trieben dahin an einem Himmel, der einmal blau, dann wieder grau war. Seit einer Stunde warteten Emi und Tina. Sie krampften die Finger um einen Kartonbecher mit lauem, ungenießbarem Kaffee. Mit den Augen überwachten sie den Eingang zur Galerie. Von Nilsson keine Spur. Der Wind drang durch ihre Kleider, blies ihnen ins Gesicht. Wütend und durchfroren blinzelten und schnupften sie.

»Wie kann man Salzgurken mit Preiselbeeren verschlingen?« stöhnte Tina und stampfte mit den Füßen, um sich zu wärmen.

»Sprich mir nicht davon!« Emi schüttelte sich. »Wenn ich nur hinsehe, dreht sich mir der Magen um. Überhaupt, was hilft es, wenn wir hier in der kalten Luft warten. Wir werden schließlich doch noch den Schnupfen bekommen!«

»Vielleicht gibt es noch einen andern Eingang«, meinte Tina.

Emi zog den Kragen ihres Pullovers so hoch hinauf, wie sie nur konnte.

»Das wäre der Gipfel, wenn Nilsson sich in der Wärme seines Büros breitmachte, während wir draußen erfrieren.«

Tina zerknüllte verächtlich ihren Kartonbecher und warf ihn in einen Müllkasten.

»Wir könnten in die Galerie gehen und ganz ruhig die Hosteß wieder um eine Unterredung mit dem Herrn Direktor bitten.«

»Aber nicht in seinem Büro, bitte! Er ist imstande und verpaßt uns einen Wattebausch mit Chloroform unter die Nase!«

»Gehn wir?«

»Gehn wir!«

Es gab wenige Leute zu dieser Stunde. Die bebrillte blonde Gunila stand am Eingang und verteilte ihre Kataloge. Sie trug eine schwarze Hose und einen schwarzen Pullover. Als sie die Mädchen wiedererkannte, lächelte sie freundlich.

»Hej! Sie suchen Mister Nilsson? Er ist nicht da.«

Tina zeigte sich so enttäuscht, wie sie nur konnte.

»Aber wir sollten ihn unbedingt sehen, um... um unsere Informationen zu vervollständigen. Sehr dringend, denn wir reisen wieder in die Schweiz zurück.«

»Er muß noch zu Hause in Lidingö sein«, sagte Gunila. »Oder... warten Sie! Ich glaube, er sieht nach seinem Schiff.«

»Kann man ihn dort erreichen?«

»Sie können es jedenfalls versuchen. Sein Schiff heißt ›Dalarna‹. Es liegt am Djurgårdsbrunsviken.«

»Am.. was?«

»Am Djurgårdsbrunsviken«, wiederholte Gunila freundlich. »Das ist gegenüber vom Skansenpark. Das Schiff wird zur Zeit repariert, und Mister Nilsson möchte die Arbeit selbst überwachen..«

»Wie können wir diesen.. Djurgårdsbrunsviken erreichen?« fragte Emi.

Gefällig nahm Gunila einen Stadtplan aus einer Schublade ihres Tischchens und breitete ihn vor den Mädchen aus.

»Es ist nicht weit von hier. Sie fahren mit der Metro hin.«

Die Metro von Stockholm, eine Symphonie aus hellen Fliesen, Rolltreppen und geräuschlos fahrenden Wagenreihen, war trotz allem sehr schmutzig und roch schlecht. In allen Ecken lagen Bierbüchsen herum. Nach einigem Suchen fanden die Mädchen ihre Fahrstrecke. Die Bahn brachte sie in einigen Minuten direkt zum Skansenpark.

Leicht hügeliger Rasen lag zwischen Pappeln und Weiden. Über eine breite Brücke konnte man von hier aus die alten Quartiere der Stadt erreichen. Giebelhäuser, kupferbedeckte Türmchen und die Spitze der Kathedrale, in der Schwedens Könige ruhen, schillerten in der Luft. Der Djurgårdsbrunsviken war ein enger Schifffahrtskanal, der direkt ins Meer führte. Schiffe in allen Farben, geschmückt mit der gelbblauen schwedischen Flagge, waren hier vertäut. Bojen schwammen auf dem Wasser zwischen feuchten Schilfbüschelein.

»Hier muß es sein«, sagte Tina. »Wir dürfen uns nicht sehen lassen.«

Sie gingen über den Rasen, wo eine alte Dame einen Pudel spazieren führte. Am Landeplatz hantierte ein Mann in verwaschener Joppe mit Schiffstauen. Man sah

Vergnügungsyachten, Segelschiffe, von blauen Planen bedeckt, und Motorboote. Möwen schossen mit häßlichen Schreien umher.

»Die ›Dalarna‹ ganz hinten links!« sagte Emi, die gute Augen hatte. Es war eine kleine, gedrungene Jacht. Der Kiel trug Spuren von frischer Farbe. Rot und weiß karierte Vorhänge waren vor die Kabinenluke gezogen. Am Heck war ein kleines Rettungsboot befestigt.

»Es ist niemand da«, flüsterte Tina.

Emi berührte ihren Arm.

»Paß auf! Es ist jemand in der Kabine.«

»Glaubst du?« Tina schaute genauer hin.

»Ja. Es schien mir, ich sehe etwas.«

»Vielleicht Nilsson?«

In Deckung unter den Bäumen, spähten sie nach dem Schiff, das auf dem grünlichen Wasser leicht schwankte.

Nach einer Weile war Emi überzeugt, es müsse eine

Augentäuschung gewesen sein: nichts bewegte sich auf der Jacht.

»Gehn wir an Deck!« schlug sie entschlossen vor.

Tina war einverstanden. Ungezwungen schlenderten sie den Rasenhang hinab und auf den Landeplatz zu. Die feuchten Planken knarrten unter ihren Schritten. Der Mann, der die Taue aufrollte, warf ihnen einen gleichgültigen Blick zu und kaute an seinem Zigarrenstummel. Aus der Nähe besehen war die »Dalarna« größer als man von weitem hätte glauben können. Vorsichtig gingen sie über den schmalen Laufsteg und setzten den Fuß auf das stampfende Schiff. Auf dem Deck stapelten sich alte Zeitungen und Farbtöpfe. Schweigend zeigte Eini auf die Kabine. Die Türe war geschlossen. Die Japanerin stemmte sich dagegen und drückte auf die Klinke. Tina traute der Sache noch nicht recht. Sie hatte den Eindruck, eine Boxerfaust werde im

nächsten Augenblick herausschnellen und mitten in ihr Gesicht fahren. Die Türe ließ sich leicht öffnen. Ein Lichtstrahl erhellte die Kabine. Auf einem am Boden befestigten Tisch sah man eine Kaffeekanne und den Rest von einem Schinkenbrot. Da waren auch zwei Bänke aus poliertem Holz, eine Kochnische und zwei übereinander liegende Kajütenbetten, ebenfalls mit rot und weiß kariertem Stoff bedeckt. Auf der unteren Schlafstelle war eine längliche Form unter den Decken vergraben. Man sah nur einen Ohrzipfel und einen schwarz glänzenden Haarschopf.

»Takeo!« schrie Emi. Es verschlug ihr den Atem.

Der Junge fuhr aus dem Schläfe auf und richtete sich auf. Seine Füße berührten den Boden. Er trug Blue Jeans und einen zerknitterten Pulli. Verstört blickte er die beiden Mädchen an. Seine in größter Panik aufgerissenen Augen glänzten. Mit heiser keuchender Stimme stieß er einige japanische Sätze hervor. Es klang bittend und drohend zugleich. Er zitterte wie in einem Fieberanfall.

Den Verband trug er nicht mehr, aber seine Nase war noch immer geschwollen und entstellte seine feinen, regelmäßigen Züge.

Als Emi sich wieder gefaßt hatte, redete sie mit beruhigender Stimme auf ihn ein, was ihn jedoch noch mehr zu erregen schien. Abgehackte Sätze hervorstoßend, machte er einen Versuch aufzustehen, schwankte, fiel wieder auf das Lager und griff sich an den Kopf. »Was sagt er?« fragte Tina verstört. »Er fleht uns an, ihn weder bei der Polizei noch bei seinem Vater anzuzeigen«, übersetzte Emi.

»Aber wir haben ja gar nicht die Absicht, ihn anzuzeigen!« rief Tina.

Emi antwortete nicht. Sie ging um den Tisch herum, packte den Jungen entschlossen an den Handgelenken, drückte seine Arme auseinander und zwang ihn, den Kopf zu heben. Sie sprach mit ruhiger Stimme. Takeo stammelte etwas und

versuchte, sich frei zu machen. Sein Gesicht war schweißbedeckt. Als Emi ihn losließ, sank er aufs Lager, den Kopf zur Wand gedreht, und seine Schultern zuckten von heftigem Schluchzen. »Ist er krank?« fragte Tina erschrocken. »Nein, im Drogenrausch«, antwortete Emi hart. »Er hat mir gesagt...«

Tinas erstickter Schrei schnitt ihr das Wort ab. »Emi, schau!«

Durch die Schiffsluke sah man über den Landesteg hinaus. John und Bill stiegen die Böschung herab und kamen auf das Schiff zu.

»In die Falle gegangen!« knirschte Emi. Ihre Augen irrten im Raum umher. Sie rief Takeo einen kurzen Satz zu, vermutlich eine Warnung. Von Tina gefolgt, stürzte sie aus der Kabine.

Die Türe schloß sich geräuschlos von selbst. In wenigen Sprüngen gelangten die Mädchen über das Deck und auf den wackligen Laufsteg, an dessen Ende sie stehen blieben: der schmale Durchgang bot ihnen keinen Ausweg.

John und Bill wußten das sehr wohl. Mit wiegendem Gang und ohne Eile näherten sie sich. Lautlos kamen sie über die Planken. Der Mann mit der Kippe war verschwunden. Niemand, den man hätte um Hilfe bitten können..

Emi sagte halblaut:

»Hau ab, sobald der Weg frei ist!«

Sie reichte Tina ihre Handtasche, zog ruhig ihre Handschuhe aus und stopfte sie in ihre Jackentasche.

»Hello!« rief John mit bösem Grinsen. »How are you, my sweet geisha?«

»Geisha gewiß«, knirschte Emi.

Sie machte eine sehr geschmeidige, sehr rasche Bewegung. Vom Boden hochgeschnellt, glitt John über den Rücken der Japanerin wie über eine eingeseifte Rutschbahn, vollführte eine halbe Drehung um sich selbst und plumpste ins Wasser. Bill, nur



einen Moment lang aus der Fassung gebracht, stürzte jetzt auf Emi zu, um sie zu packen. Sie tat einen Schritt zur Seite. Ihre zierliche Hand war plötzlich hart wie ein Stück Holz, als sie dem Amerikaner von der Seite her einen Kantenschlag in den Nacken versetzte, daß er auf die Knie und über die Planken fiel. Tina stand da wie angewurzelt und riß die Augen auf. Sie glaubte zu träumen. Emis Stimme riß sie aus ihrer Erstarrung: »So lauf doch, Schlafmütze!«

Den Landeplatz entlang, die Böschung hinauf... Sie verfangen sich im Gestrüpp, stolperten über Grasbüschel. Ein Taubenschwarm erhob sich lärmend. Ein Hund bellte. Es war Mittag. Autokolonnen defilierten durch die Allee. An der Haltestelle auf der ändern Straßenseite war ein zweistöckiger roter Bus gerade zur Abfahrt bereit. Tina und Emi stürzten sich mitten in den Straßenverkehr, wie man sich ins Wasser wirft. Bremsen knirschten, ein Hupkonzert begann: die ruhigen Schweden verloren ihr Phlegma. In der letzten Sekunde sprangen die Mädchen in den Bus. Die Fahrgäste saßen alle da, starrten sie an und schwiegen. Mit zitternden Fingern holte Emi Geld hervor. Der Schaffner hatte einen tadelnden Blick, als er ihnen die Fahrscheine reichte.

»Verfolgen sie uns?« keuchte Emi.

Tina reckte den Hals nach allen Seiten, um zwischen den Köpfen der Fahrgäste durch aus dem Fenster zu schauen.

»Ich sehe niemanden.«

Ein Ruck erschütterte den Bus. Erschöpft sanken die Mädchen auf eine Bank. Emi hob eine Hand und bewegte alle Gelenke.

»Ich... ich bin außer Übung.«

»Du hast mir nie gesagt, daß du Judo beherrscht.«

»Nicht Judo, Karate!«

»Was ist der Unterschied?«

»Judo ist die Verteidigung, Karate der Angriff. - Oh, ich habe

mir einen Finger verrenkt.«

Sie entfaltete ein Taschentuch und band es um die Hand. Etwas benommen fragte sie dann:

»Wohin fahren wir?«

Tina zog die Schultern hoch.

»Ich weiß es nicht.«

»Steigen wir beim nächsten Halt aus«, schlug Emi vor.

Schwankend verließen sie den Bus. Auf der andern Straßenseite sahen sie ein Cafe.

Bald saß jede vor einem Espresso und einem Riesenstück Apfelkuchen. Emi kam wieder ins Gleichgewicht und puderte sich sorgfältig die Nase. Tina betrachtete sie voll Bewunderung.

»Emi, du warst großartig!«

»Nicht so sehr«, entgegnete sie.

Sie tat zwei Zucker in ihren Kaffee und trank einen Schluck, »So, jetzt geht's besser! Aufregungen schaden dem Stoffwechsel.«

»Was hat Takeo dir genau gesagt?« fragte Tina. Emis Gesicht verfinsterte sich. Die zwei vertikalen Linien erschienen zwischen ihren glatten Brauen.

»Ich muß meine Mission erfüllen«, hat er gesagt.«

»Was?«

»Das hat er mir gesagt: ›Ich muß meine Mission erfüllen«. - Ich fragte ihn, warum er mich in Zürich angerufen hatte. Antwort: ›Ich wollte kneifen, aber ich habe mich rechtzeitig wieder aufgefangen!‹ Jetzt bereut er seine Feigheit und bittet, wir möchten uns nicht mehr in seine Angelegenheiten mischen.«

Tina netzte ihre trockenen Lippen.

»Das bedeutet, daß er am Komplott beteiligt ist...«

Emi schaute finster auf ihren Apfelkuchen, ohne davon zu essen.

»Ich fürchte... ja!«

Tina überlief es kalt. Fast tonlos sagte sie:

»Aber... warum diese Verwicklung? Wo liegt der Sinn von Takeos Haltung?«

»Wenn wir den Schlüssel zu diesem Rätsel hätten, wäre es viel leichter, etwas zu unternehmen«, antwortete Emi. »Seit dem Beginn dieser Affäre tapen wir im dunkeln.«

»Wenn John und Bill es Nilsson mitteilen, daß wir Takeos Versteck ausfindig gemacht haben, wird er die Wachsamkeit verdoppeln«, sagte Tina ängstlich.

Emi knabberte an ihrem Daumnagel.

»Das Dumme ist nur, daß er Jean-Paul als Geisel festhält. Wir können nichts für Takeo tun, solange Jean-Paul nicht befreit ist.«

Tina schaute auf ihre Uhr.

»Wenn wir jetzt ins Hotel zurückgingen? Pek und Kazu sind vielleicht schon da.«

Emi nickte schweigend.

»Ißt du deinen Kuchen nicht fertig?« Tina hatte den ihren aufgegessen.

»Nein, ich habe keinen Hunger.«

Tina warf ihr einen erstaunten Blick zu. In den schlimmsten Situationen noch hatte Emi sonst immer alles verschlungen, was man ihr vor die Nase setzte.

Sie standen auf und verließen das Cafe. Die Sonne schien, und plötzlich war es warm. Sie schwitzten in ihren Wolljacken.

## 22. Kapitel

»Meine Lieben«, sagte Kazu, »ihr seid sehr dumm.« Er

verschläng einen Riesenbrocken Beefsteak mit Zwiebeln. Die drei anderen sahen ihn empört an.

»Dumm! Nach all den Mühen, die wir uns gegeben haben!« schrie Emi wütend. Pek griff nach ihrem Arm.

»Cara mia! Kazu, bist du ein Flegel! Die Mädchen haben großartig gearbeitet.«

»Einverstanden«, antwortete Kazu. »Aber ich hätte etwas mehr Logik in ihren Folgerungen gewünscht.«

»Etwas mehr Logik in unsern... oh! Das ist stark!« empörte sich Emi.

Die Ellbogen auf den Tisch gestützt, bewegte Kazu seine Gabel vor ihrer Nase.

»Reg dich nicht auf! Ich wollte einfach sagen, ihr betrachtet das Problem von der falschen Seite.«

»Wie denn?« Tina konnte nicht verstehen. »Takeo ist fünfzigtausend Dollar wert, Jean-Paul null und nichts. Folglich müssen wir uns Takeos bemächtigen, um die Befreiung von Jean-Paul zu erlangen. Einverstanden?«

Allgemeines Schweigen. Kazu kaute unbekümmert weiter. Plötzlich begann Pek zu lachen. »Es ist klar und einleuchtend. Bravo!« Wohl oder übel mußten auch die Mädchen beipflichten. Es war zwei Uhr nachmittags. Die beiden Burschen waren gerade erst angekommen, müde, unrasiert und hungrig wie Wölfe nach achtundvierzig Stunden ununterbrochener Fahrt. In einem schauerlichen halbleeren Selfservice hatte sie eine widerliche Erbsensuppe und Beefsteak mit Pommes frites wieder einigermaßen auf die Beine gebracht.

Pek drückte seine Zigarette aus und stand auf.

»Wer will ein Nachtisch?« schlug er vor. »Ich habe dort drüben einen Schokoladepudding bemerkt, der eßbar sein könnte.«

»Für mich nur einen Espresso«, sagte Kazu. Nach einer Weile

kam Pek wieder und balancierte sorgfältig auf einem Tablett drei weiche Schokoladepuddingscheiben mit Preiselbeergelee.

»Auf alles schmeißen sie diese Preiselbeermarmelade: auf Cornichons, auf Schokolade.« Emi war nicht begeistert. Mit der Zungenspitze kostete sie ein wenig davon, schaute Tina an und machte eine Grimasse. »Seltsamer Pudding! Magst du ihn?« Kazu verzog das Gesicht. »Pek! Was hast du da gebracht?«

»Was denn? Schokoladepudding, denke ich.« Kazu lachte, daß ihm die Tränen in die Augen traten. »Ganz und gar nicht, Schafskopf! Das ist Blutpudding, eine schwedische Spezialität.«

Emi, Tina und Pek stießen entsetzt ihre Teller zurück. »Grauenvoll!«

Trotz allem hatte diese Episode sie entspannt. Die Diskussion nahm eine zuversichtlichere Wendung.

»Meiner Meinung nach gibt es nur eine Lösung«, sagte Kazu. »Auf die Jacht zurückkehren und Takeo dazu bringen, daß er mit uns kommt. Wenn er sich weigert, führen wir ihn mit Gewalt weg.«

»Von wem er entführt wird, ist diesem armen Kerl wohl gleichgültig«, meinte Pek.

»Die beiden Amerikaner werden bei ihm sein«, bemerkte Emi.

»Ja, und?« Kazu zog seine breiten Schultern hoch. »Wir sind zu viert!«

»Und wenn Takeo nicht mehr auf dem Schiff ist?« warf Tina ein.

Kazu setzte eine Sonnenbrille in feiner Stahlfassung auf, die ihm das Aussehen eines Jagdpiloten gab.

»Dann werden wir uns eben etwas anderes einfallen lassen.« Er schob seinen Stuhl zurück. - »Wenn niemand mehr Blutpudding wünscht, können wir diesen Ort verlassen.«

Der Fiat 124, verstaubt und mit Kot bespritzt, war an der

Straßenecke geparkt. Kazu setzte sich ans Steuer, Tina saß neben ihm. Emi und Pek pferchten sich auf den Rücksitz. Der junge Fotograf flüsterte Emi etwas zu. Sie reagierte mit zerstreutem Lächeln. Tina bemerkte im Rückspiegel ihr nachdenkliches Gesicht und erinnerte sich an das, was Emi ihr in Bern am Abend vor der Abreise anvertraut hatte.

Sie fuhren an einem imposanten Theaterbau mit vier Säulen, gekrönt von vergoldeten Bronzelampen, vorbei, dann dem Hafendamm entlang, wo Pinassen und Fischerboote lagen. Es hatte nicht viel Verkehr auf der Straße. Schon nach einigen Minuten erreichten sie den Djurgårdsbrunsviken. Eine Reihe von Wagen stationierten etwas über dem Landeplatz. Kazu entdeckte einen freien Platz und stellte den Fiat hinein. Er schob seine Sonnenbrille auf die Stirn und öffnete die Wagentüre.

»Wo ist dieses Schiff?«

Klopfenden Herzens liefen Emi und Tina an den Rand der Böschung. Ein einziger Blick genügte: Die »Dalarna« war verschwunden!

»Zu spät!« schrie Emi. »Wie sollen wir ihn jetzt finden?«

Alle schwiegen betroffen. Plötzlich schnippte Pek mit den Fingern.

»Ich habe eine Idee! Du sprichst doch schwedisch, Kazu, nicht wahr?«

»Nun, ein wenig...«

»Sei nicht bescheiden: du plapperst wie ein Wikinger. Jetzt hör zu: die Mädchen sagten, die Jacht sei beschädigt. Ruf die Dame von der Galerie an und gib dich als Mechaniker aus, der den Motor zu reparieren hat. Sie wird dir sagen, wo sich das Schiff befindet, und der Streich ist geglückt!«

Kazu pfiff durch die Zähne.

»Findige Leute, diese Römer! - Unangenehm wäre es nur, wenn Nilsson selber am Apparat ist...« Pek meinte unbesorgt:

»Dann hängst du eben auf und fertig. Übrigens, nach allem, was wir ihm zu schaffen machen, müßte dieser nordische Ehrenmann eigentlich anderswo beschäftigt sein.«

»Einverstanden«, sagte Kazu. »Der Versuch lohnt sich.«

Neben einem Kiosk war eine Telefonkabine. Kazu stellte die Nummer der Galerie ein, die Emi am Tag vorher notiert hatte. Die andern warteten draußen. Bald kam Kazu vergnügt wieder heraus.

»Pek, du bist ein Genie! Das Fräulein ist auf den Leim gegangen. Ich schwafelte etwas von Bolzen, die festzuschrauben seien, und sie erklärte mir liebenswürdig, man habe das Schiff nach Kaknähagen gebracht. Ich kenne diesen Ort: er liegt an der Lagune, die Lidingö von Stockholm trennt.«

»Ist es weit?« fragte Emi.

»Mit dem Wagen fünf Minuten. Kommt! Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.«

Der Fiat fuhr auf einem gepflegten Asphaltweg, der sich durch Wiesen schlängelte, die mit Gänseblümchen und Trollblumen übersät waren. Zwischen dem Schilf in den kleinen Buchten glänzte das blaue Meer. In der Ferne sah man die Silhouette des Fernsehturms, der mit seiner Höhe von hundertfünfzig Metern die Landschaft beherrscht.

Am Fuße eines Hügels, wo der Wald begann, stellte Kazu den Fiat in einen Seitenweg. »Jetzt müssen wir zu Fuß gehen.« Sie stiegen den Hang hinan, indem sie sich einen Weg durchs Gebüsch bahnten. Es duftete nach Harz. Im gleißenden Licht spielten die Schatten der hohen Kiefern und Lärchen auf dem feuchten Moosboden, in dem die Füße einsanken. Sie kamen durch ein Dickicht von Heidelbeerstauden, durch wogendes Farnkraut. Eine Elster flog von einer Birke auf, ihre Flügel wie einen weißen Fächer entfaltend.

»Hübsch ist es hier!« rief Tina, trotz ihrer Nervosität von der Schönheit des Waldes beeindruckt. Kazu, der voranging,

stimmte ihr zu.

»Ja, der Frühling ist wunderbar in Schweden. Schlimm ist nur, daß der Winter sieben Monate dauert.«

Emi hopste auf einem Fuß, um einen Stein aus ihrem Schuh zu entfernen.

»Kazu! Willst du mit uns Pilze sammeln?«

»Nicht um diese Jahreszeit«, entgegnete er ruhig.

Sie hatten die Höhe des Hügels erreicht und stiegen auf der anderen Seite wieder hinunter gegen das Meer. Die von der Erosion ausgehöhlten Felsen bildeten zahlreiche Buchten, in denen blaugrünes fauliges Wasser stagnierte. Schwäne glitten unter den Weiden durch, noch lange sah man ihre Spur. Auf einem Vorsprung des Hügels stand Kazu plötzlich still.

»Schaut!«

Direkt unter ihnen, in einer von Kiefern überschatteten Bucht, schaukelte die »Dalarna«, einige Kabellängen vom Ufer entfernt an einer Boje befestigt.

»Ein gutes Versteck«, bemerkte Kazu.

»Glaubt ihr, Takeo befindet sich noch immer auf der Jacht?« fragte Pek die Mädchen.

»Sicher, sonst hätte Nilsson sie nicht an einen ändern Ort gebracht«, meinte Emi.

»Gut«, sagte Kazu entschlossen, »wir gehen aufs Schiff!«

»Aber wie?« fragte Pek. »Schwimmen? Das Wasser dürfte eiskalt sein.«

»Gut für die Zirkulation!« Kazu knöpfte ruhig seine Jacke auf.

»Moment!« protestierte Pek. »Ich bin ein Römer. Kein Wikinger und kein Samurai!«

»Laßt eure Ahnen in Frieden!« mischte sich Emi ungeduldig ein. Sie stieg die Böschung hinab und zeigte ihnen das an einem



Weidenstamm befestigte Rettungsboot.

»Das löst unser Problem«, sagte der Italiener. »Steigt ein, meine Schönen, zu einer Bootfahrt in der Ostsee!«

Während Emi den Kahn löste, ergriffen Pek und Kazu die Ruder. Langsam entfernte man sich vom Ufer. Ein starker Algengeruch stieg von dem kalten Wasser auf. Einzig das dumpfe Schlagen der Ruder unterbrach die Stille.

Das Boot stieß leicht an den Kiel der »Dalarna«. Kazu ergriff das Tau und bedeutete den Mädchen zu warten. Er und Pek schwangen sich behende auf die Jacht. Ihre Schritte hallten auf dem Deck, als sie zur Kabine gingen. Vorsichtig öffnete Kazu die Türe. Im Halbdunkel gewahrte er Takeo auf dem Lager. Er schien tief zu schlafen. Kazu trat zu ihm hin und rüttelte ihn an der Schulter. Takeo stöhnte und drehte sich gegen die Wand.

»Komplett geladen«, murmelte Kazu. »Hilf mir!« Sie faßten den Jungen an den Schultern und zogen ihn hoch. Er atmete schwer, und sein Kopf baumelte hin und her. Zwischen halbgeschlossenen Lidern schimmerte das Weiße der Augen.

Kazu zog ihm mühsam die Schuhe an. Danach faßten ihn beide unter den Schultern und schleppten ihn aus der Kabine. Die frische Luft schien den jungen Japaner wieder etwas zu beleben. Er versuchte, sich aufrecht zu halten und lallte undeutliche Worte. Mit Hilfe der Mädchen beförderten ihn Kazu und Pek ins Boot hinab, wo er wie eine Stoffpuppe zusammensank. Seine Augen waren glasig, und etwas Speichel rann aus einem Mundwinkel.

Bei seinem Zustand wäre es sinnlos gewesen, mit ihm sprechen zu wollen. Sie lösten das Boot wieder und ruderten dem Ufer zu. Die Sonne vergoldete die Wipfel der Kiefern, während das Unterholz schon im Schatten lag. Ein Wind hatte sich erhoben. Das Schilf rauschte im schaumigen Wasser.

Emi erwischte das herabhängende Seil und zog den schwankenden Kahn auf die Böschung. Takeo klammerte sich

an Tinas Arm. Von der einen Seite mußte man ihn schieben, von der andern ziehen, bis er seine Füße aufs felsige Ufer setzte. Um zum Wagen zu gelangen, mußten sie wieder durch den Wald gehen, und das war kein leichtes Unternehmen, da Takeo offenbar nicht begriff, wo er sich befand noch was er tat.

»Vorsicht«, sagte Tina, »sonst fällt er in die Dornen.«

Sie fuhr zusammen. Zweige knackten im Gebüsch. Vier Gestalten kamen langsam aus dem Dickicht heraus. Emi und Tina waren wie versteinert: sie erkannten Nilsson, die beiden Amerikaner und Axel, den Finnen. Nilsson trug einen mit Schafspelz gefütterten Anorak und Gummistiefel, wie sie die Jäger haben. John und Bill unbeweglich und sprungbereit. Tina fand sie lächerlich. Axel dagegen, im dicken schwarzen Mantel, zugeknöpft bis ans Kinn, sah aus wie ein Gangster und gar nicht lächerlich.

»Tatsächlich«, sagte Nilsson mit seiner schleppenden Sprache, »Gunila hatte recht: der Akzent des Mechanikers war nicht sehr schwedisch...«

Kazu machte eine Bewegung.

»Rührt euch nicht!« befahl Nilsson eisig. Er kam noch näher, und sie sahen, daß er ein Gewehr in den Händen hielt.

## 23. Kapitel

»Sie haben bis jetzt mein Heim von seiner besten Seite gekannt«, sagte Nilsson. »Aber durch Ihre Beharrlichkeit, sich in die Angelegenheiten meines jungen Freundes Takeo zu mischen, zwingen Sie mich leider, Sie mit einem.. weniger komfortablen Aspekt des Hauses bekannt zu machen.« Er legte sein Gewehr sorgsam auf den Vordersitz seines Mercedes und zog seine Handschuhe aus. John und Bill stiegen aus einem zweiten Wagen, den ganz und gar apathischen Takeo stützend,

und sie verschwanden mit ihm im Innern des Hauses.

Auf einen Befehl von Nilsson öffnete Axel, der am Steuer gesessen hatte, die Wagentüren.

»Sie werden jetzt aussteigen«, fuhr Nilsson fort, »und gutwillig auf das Haus zugehen.«

Im Rückspiegel begegnete er Kazus Blick, und was er in den Augen des Japaners las, veranlaßte ihn, noch beizufügen:

»Geben Sie acht! Ich habe mein Gewehr aus Rücksicht auf meine Nachbarn hingelegt. Aber Axel hat eine Waffe mit Schalldämpfer in seiner Manteltasche. Er hat die Weisung, beim geringsten Alarm zu schießen... in die Beine natürlich. Es widerstrebt mir, Gewalt anzuwenden, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich nicht dazu zwingen würden. Übrigens ist eine Kugel im Bein sehr schmerzhaft.«

»Auf alle Falle ist es eine Verletzung, die man der Polizei zeigen kann«, antwortete Emi.

»Natürlich«, gab Nilsson zu. »Aber da ich Sie dabei ertappte, wie Sie meine Jacht durchsuchten, ist Ihre Position den schwedischen Behörden gegenüber etwas kritisch. Glauben Sie nicht? - Mein Kompliment übrigens, liebes Fräulein, für Ihre sportliche Gewandtheit!« Er verbeugte sich spöttisch. »John und Bill haben mir ausführlich über den Vorfall berichtet. Und ich will Ihnen nicht verheimlichen, daß die Episode die Jungen etwas geärgert hat.«

Dann winkte er gebieterisch. »Hinaus jetzt!«

Es blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Nacheinander verließen die Gefangenen den Wagen, wütend und machtlos. Axel, die Hände in den Taschen seines schwarzen Mantels, bewachte sie stur.

»Papa!« rief eine freudige Stimme. »Papa!...« Das kleine blonde Mädchen, in roten Triothosen und weißem Pulli, kam über den Rasen gelaufen. Es warf sich in Nilssons Arme.

»Das ist Mirja, meine Tochter.«

»Wir haben schon Bekanntschaft geschlossen«, erklärte Tina trocken.

»Ich weiß«, sagte Nilsson. »Das kommt bei ihr manchmal vor, daß sie mitten in der Nacht im Haus umherspaziert. Statt ihren Papa zu warnen, ging sie wieder ins Bett zurück, weil sie schläfrig war. Nicht wahr, Mirja?«

Er fügte einige Worte auf schwedisch hinzu. Die Kleine schüttelte den Kopf und strich mit der flachen Hand über den Pelz am Anorak ihres Vaters. Tina und Emi sahen verdrossen zu.

Jetzt kamen die Amerikaner wieder aus dem Haus. Nilsson stellte das Kind auf den Boden.

»Da sind John und Bill! Sie führen Sie nun in das Quartier, das Sie während einiger Tage bewohnen werden. Ich hoffe, Sie entschuldigen die Einfachheit der Einrichtung. «

Er warf einen Blick auf die verdrießlichen Gesichter der Japaner und lächelte fein.

»Axel wird Sie begleiten. Aus Vorsichtsgründen, für den Fall, daß Judo eine Familienspezialität wäre.«

»Nicht Judo, Karate«, verbesserte Emi eisig. »Spielt keine Rolle!« mischte sich John mürrisch ein.

»Diesmal sind wir vorbereitet, und es wird nicht mehr so leicht gehen.« Sein Blick fiel wenig liebenswürdig auf Emi. »Sie haben es unserer Erziehung zu verdanken, wenn wir einem Mädchen gegenüber auf Vergeltungsmaßnahmen verzichten.«

»Es könnte auch ein Eingeständnis der Angst sein«, gab Emi zurück.

Bill grinste.

»Well«, sagte er gelassen, »darüber könnte man diskutieren.«

»Diese Kerle gefallen mir nicht«, sagte Pek. »Ich hätte Lust, sie zu verprügeln.«

»Ich stelle fest, daß eure Beziehungen sehr gespannt sind«, bemerkte Nilsson. Er winkte mit der Hand. »Ich lasse euch jetzt allein.« Er ging mit lebhaften Schritten in den Garten, das kleine Töchterchen hing an seinem Arm.

»Vorwärts!« kommandierte John.

Mit starren Augen und unbewegter Miene trat Axel einen Schritt vor: eine Bulldogge, auf den Hinterbeinen stehend und in einen Mantel gehüllt. Er bewegte seine rechte Hand in der Tasche.

Resigniert folgten die vier den Amerikanern. Axel mit seiner seltsam weichen Gangart schloß die Reihe. Tina hörte nicht einmal seinen Atem, aber ihn hinter ihrem Rücken zu wissen, verursachte ihr eine Gänsehaut.

Sie traten in die Eingangshalle, stiegen die mit blauem Teppich bespannte Treppe hinauf. Tina und Emi erkannten den Korridor wieder, in dem sie in der vorigen Nacht Mirja begegnet waren. Noch eine Treppe, aber ohne Teppiche und ohne Leuchter. Die schmalen Stufen aus wurmstichigem Holz führten unters Dach hinauf. An der Türe zu einem Verschlag war ein gewaltiges Schlots mit eiserner Klinke befestigt. Bill zog einen Schlüssel aus seiner Tasche, drehte ihn im Schloß und schob mit hartem Druck den Riegel zurück. Knarrend öffnete sich die Tür zu einem Bodenraum. Die Mauern hatten Feuchtigkeitsringe, dicke Bohlen stützten den Dachstuhl, unter dem Drähte und Wäscheleinen gespannt waren. In einer Ecke lag eine Matratze auf dem Boden. Auf dieser Matratze saß ein Mann mit einem Buch auf den Knien und schaute sie mit großen Augen an. Es war Jean-Paul.

»Nicht möglich!« rief er und sprang auf. »Jean-Paul!« Tina hätte weinen mögen. »Wir... wir fragten uns, was aus dir geworden ist.«

Emi schwieg. Es war, als hätte sie einen Schlag auf den Kopf erhalten.

»Rührendes Familienbild!« grinste John. Er versetzte Kazu, der noch auf der Schwelle stand, einen Stoß. »Vorwärts, hinein!«

Kazu trat ihm sehr ruhig entgegen. Er war ebenso groß wie der andere und doppelt so kräftig.

»Mein Alter«, sagte er mit sanfter Stimme, »ich mag das nicht.«

»Du, Japs, steig nur nicht aufs hohe Roß!« rief Bill. Kazu betrachtete ihn verächtlich und sagte leise: »Kuhhirt!«

Er drehte ihm den Rücken und trat in den Bodenraum ein. Mit dumpfem Knall ging die Türe zu. Sie waren allein. Jean-Paul strich mit der Hand über sein struppiges Kinn und sagte gelassen: »Välkommen!«

Kurzes Schweigen. Dann fuhr er ungezwungen weiter:

»Fünf Personen drei verschiedener Nationen innerhalb von vierundzwanzig Stunden gefangennehmen: das ist immerhin eine Leistung! Freue mich, euch alle vereint zu sehen! Was ist geschehen?«

Ein Paar verlatschte Mokassins standen vor der Matratze. Die Socken, zusammengerollt, steckten darin. Er trug verwaschene Blue Jeans und seinen Shetlandpulli. Die stickige Feuchtigkeit der Dachstube schien ihn nicht im geringsten zu stören.

»Haben sie dich.. brutal behandelt?« fragte Emi, aus ihrer Betäubung erwachend.

»Nicht unbedingt!« - Jean-Paul lachte. »Stellt euch vor: Als ich aus dem Flugzeug stieg, wurde ich durch den Lautsprecher gebeten, mich zur Informationsstelle zu begeben. Da fand ich eine prächtige Blonde in rotem Kleid, die ein erträgliches Französisch sprach. Das schöne Kind teilte mir mit, ihr wäret auf einer eleganten Party, und lud mich auch dazu ein. Sie habe ihren Wagen da, sagte sie.«

Während er sprach, bewegte Jean-Paul seine Zehen auf dem

staubigen Boden.

»Ich sagte mir: ›Hol's der Teufel! Was ist in sie gefahren, daß sie zu einem Cocktail gehen? Mir graut doch vor so etwas!« Kurz, ich ging in die Falle wie ein Idiot. Ich folgte der Reizenden und stieg in ihren Wagen, der in einer dunklen Ecke geparkt war. Kaum drinnen, erhielt ich einen Schlag auf den Hinterkopf - da, man spürt noch die Beule! - Und als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dieser Matratze. Man hatte mir mein Aufnahmegerät geklaut, aber als zarte Aufmerksamkeit ein Tablett mit Kaffee und belegten Broten auf den Boden gestellt. Kurz danach erschien ein großer eleganter Snob, entschuldigte sich mit edler Miene und bot mir Mercurochrom an.«

Tina lachte nervös.

»Das war Nilsson.«

»In Person. Sehr liebenswürdig erklärte er mir, er müsse mich einige Tage hier behalten, aber er lasse mir französische Kriminalromane bringen, damit mir die Zeit nicht lange werde. Und wahrhaftig, er hielt Wort! Auf die berechtigten Fragen, die ich ihm stellte, antwortete er geheimnisvoll, ich würde zur gegebenen Zeit alles erfahren. - Worin er sich nicht täuschte«, schloß Jean-Paul fröhlich. »Ich beginne, das Ganze in großen Zügen zu begreifen. Würdet ihr mir noch die Einzelheiten erklären?«

Fünf Minuten später erklärte Emi bitter:

»Mir scheint, wir haben in dieser Sache genau soviel Geschicklichkeit bewiesen wie ein Elefant in einem Veilchenbeet!«

»Nicht jeder, der gern möchte, ist ein James Bond«, sagte Jean-Paul. Er sah, wie Kazu in der Dachkammer umherging, Mauern abklopfte und Schlupfwinkel erforschte.

»Müh dich nicht ab, mein Lieber! Unmöglich, hier herauszukommen. Ich habe schon alles versucht.«

»Die Dachluke?« meinte Kazu.

»Zu hoch oben.«

»Für einen allein, ja«, sagte Kazu. »Aber wir sind mehrere. Pek, komm her!«

»Madonna!« seufzte der Italiener, »du willst doch hoffentlich nicht auf meine Schultern steigen?«

»Nein. Für den Anfang steigst du auf meine. Bist du ein guter Turner?«

»Ich war Erster an den Geräten in der Schule. Wollen sehen, was noch davon geblieben ist!«

Er zog seine Schuhe aus, spuckte in die Hände, stützte sich auf Kazus Schlüsselbeine und sprang hoch. Mit Jean-Pauls Hilfe, der von hinten schob, gelang es ihm, sich auf die Schultern des Japaners zu schwingen und das Dachfenster zu erreichen.

»Was haltet ihr... von einer kleinen Zirkusnummer... zum Gelderwerb?«

»Siehst du etwas?« Kazu keuchte vor Anstrengung.

»Nichts. Man müßte öffnen. Warte...« Mit aller Kraft versuchte er, die Dachluke zu heben. Er stieß einen klangvollen Fluch aus und klopfte wütend weiter.

»Die Fassung ist festgenagelt. Man müßte die Scheibe zerschlagen. Oh, sie haben alles vorausgesehen!«

Er sprang auf den Boden, zog seine Hemdstulpen zurecht und wühlte ärgerlich in seinen Haaren. Kazu schwieg.

»Ich könnte ohnmächtig werden oder eine Nervenkrise vortäuschen«, schlug Tina vor. »Wenn dann John und Bill hereinkommen, überwältigt ihr sie mit Karategriffen.«

»Zu gewagt«, sagte Pek. »Du vergißt den Finnen mit seinem Revolver.«

»Es bleibt uns also nur die Dachluke«, schloß Kazu. »Hat



jemand ein Messer oder eine Schere?«

Sie durchsuchten Taschen und Handtaschen.

»Eine Nagelfeile?« Tina war selbst nicht sicher. Kazu prüfte die Feile, die sie ihm reichte.

»Sie könnte immerhin nützlich sein. Wir müssen die Nacht abwarten.«

»Du vergißt, daß es keine gibt in diesem Land«, sagte Emi.

»Ich will sagen, die Zeit, wenn alle schlafen«, erläuterte Kazu, indem er zur Dachluke hinauf sah. »Den Kitt ablösen und die Scheibe herausnehmen. Es wird einige Stunden dauern, aber es ist die einzige Möglichkeit.«

»Nicht schlecht, deine Idee!« Pek pfiff durch die Zähne. »Und wie siehst du die Fortsetzung des Unternehmens?«

»Akrobatisch. Aufs Dach hinausklettern und ein Fenster zum Treppenhaus suchen. Dort ist noch einmal die gleiche Arbeit zu leisten.«

»Mit der Nagelfeile?« rief Tina. Kazu nickte.

»Mit der Nagelfeile. Danach haben wir nur noch ins Treppenhaus hineinzuklettern, zwei Etagen hinunterzusteigen, und der Streich ist gelungen!«

Auf seiner Matratze hockend, kratzte Jean-Paul nachdenklich an seinen Zehen.

»Mein Lieber, ich möchte dich keineswegs entmutigen, aber ich kann deine schöne Begeisterung nicht mit dir teilen. Angenommen, es gelingt dir, den Kitt zu entfernen, wie denkst du dann die Scheibe herunterzunehmen, ohne dir das Gesicht zu zerschneiden?«

Kazu streifte mit der Hand über eine der Wäscheleinen, die am Gebälk hingen. Dann blies er den Staub von seiner Handfläche und sagte lachend:

»Kein Problem. Eine Schleife genügt.«

»Unterschätze den japanischen Scharfsinn nicht«, sagte Pek zu Jean-Paul. »Ich arbeite jetzt seit sechs Monaten mit Kazu zusammen. Er ist imstande, mit seiner Nagelfeile einen Gang vom Dachboden bis zum Keller zu bohren, unter Nilssons Bett durch, ohne ihn aus seinen Träumen aufzuwecken!«

Emi lachte.

»Glaubt ihr nicht, eine Ladung Dynamit wäre angebracht?« Sie betrachtete ihren Bruder resigniert.

»Das ist alles, was du finden kannst? Auf den Dächern herumvagabundieren wie streunende Katzen. Welch freudige Aussicht!«

Kazu fuhr mit der Feile über seinen Daumen, um die Schärfe zu prüfen, und antwortete:

»Hast du einen bessern Vorschlag?«

## 24. Kapitel

Ein Uhr früh. Das seltsame Halbdunkel der nordischen Nacht tauchte die Mansarde in ein bläuliches Licht. Im Hause war es still. Einige Stunden vorher hatte Axel den Gefangenen stumm und ausdruckslos Milchkaffee und einen Berg von belegten Broten gebracht. Nach Ansicht der Mädchen reichte das alles nicht an die Curry-Hühnchen vom Vorabend heran, aber auf alle Fälle hatte man die Gewißheit, nicht verhungern zu müssen! Als Gipfel der Aufmerksamkeit hatte Nilsson ihnen Schlafsäcke bringen lassen. Man hatte ihnen sogar erlaubt, nacheinander einen Stock tiefer auf die Toilette zu gehen.

Sie waren übereingekommen, daß die beiden kräftigsten, Kazu und Jean-Paul, abwechselungsweise den drei andern als »Leiter« dienen würden, damit sie den Kitt abkratzen könnten.

»Nachher haben wir dann einen Monat lang Muskelkater!«

flüsterte Jean-Paul. Er pflanzte sich breitbeinig auf den Boden. -  
»Los! Wer will beginnen?«

»Ich«, sagte Pek.

Mit Kazus Hilfe gelang es ihm, sich auf die Schultern des Journalisten zu schwingen. Jean-Paul, rot vor Anstrengung, schwankte gefährlich in labilem Gleichgewicht. Pek klammerte sich leise schimpfend ans Gebälk, während Kazu ihm die Knie stützte. Die Mädchen betrachteten die Szene zwischen Angst und Lachen.

»Drück nicht zu sehr auf die Feile«, flüsterte Kazu. »Sie könnte sonst brechen...«

»Wenn du glaubst, es sei leicht«, brummte Pek, »dann steig du herauf! He, Jean-Paul, hör auf zu wackeln!«

»Der hat sich mit belegten Broten vollgefressen und wiegt jetzt eine Tonne!« keuchte Jean-Paul.

Nachher war Tina an der Reihe. Auf Kazus Schultern stehend, klammerte sie sich ans Gebälk und begann am Kitt zu kratzen. Eine langweilige, ermüdende und undankbare Arbeit. Hart wie Zement klebte der Kitt an der Scheibe, und die Feile glitt mit kreischendem, irritierendem Geräusch darüber hin. Unmöglich, länger als einige Minuten in dieser fürchterlich unbequemen Haltung zu bleiben. Bald zog das Blut sich aus den Armen zurück, ein stechender Schmerz in den Muskeln machte sich bemerkbar, und jede Bewegung wurde zur Tortur.

Nach einer Weile hielt Tina inne, sie war wie zerschlagen. Ein Ameisenheer kribbelte in ihrem Arm. Sie zitterte vor Erschöpfung. Kazu bedeutete ihr, herunterzusteigen. Auf seinen Schultern balancierend, ging sie steif in die Knie. Ohne Anstrengung faßte Kazu sie in der Taille und stellte sie gewandt auf den Boden.

»Mühsame Arbeit, nicht wahr?«

»Ziemlich!« Tina versuchte zu lächeln.

Emi hatte ihre Schuhe ausgezogen. Behende schwang sie sich auf Jean-Pauls Schultern. Mit raschen kleinen Stößen höhlt sie den Kitt aus, die Augen zukneifend, um sich vor den herunterfallenden Teilchen zu schützen.

Tina setzte sich müde auf ihren Schlafsack und massierte die Anne, um die Blutzirkulation wieder in Ordnung zu bringen. Plötzlich fuhr sie zusammen und hob die Hand.

»Still! Hört...«

Es bewegte sich etwas hinter der Türe. Ein sehr leises Geräusch wie das Knabbern einer Maus. Emi ließ den Balken los, ging mit der ruhigen Kühnheit einer Akrobatin in die Knie. Kazu fing sie auf und ließ sie auf den Boden gleiten.

Alle horchten mit angehaltenem Atem. Jetzt vernahm man deutlich, wie der Schlüssel im Schloß gedreht wurde. Ein dumpfer Stoß: der Riegel wurde zurückgeschoben. Leise ging die Türe ein wenig auf. Eine zierliche Gestalt trat aus dem Halbdunkel.

»Takeo!« flüsterte Emi.

Der junge Japaner machte eine Handbewegung. »Come on!« sagte er auf englisch. »Schnell!« In Eile und schweigend rafften die Gefangenen ihre Sachen zusammen und zogen ihre Schuhe an. Es war jetzt nicht der Moment, Fragen zu stellen. Takeo wartete reglos. Die Augen glänzten in seinem abgezehrten, bleichen Gesicht. Die Auswirkung der Drogen war verschwunden. Er schien müde, aber bei klarem Verstand.

»Die Eingangstüre ist abgeschlossen«, flüsterte er Kazu zu. »Ihr müßt durch die Küche gehen. Ich führe euch...«

»Und du?« fragte Kazu.

Mit starrem Ausdruck wandte sich Takeo ab und antwortete nicht. Leise verließen sie den Bodenraum. Die gebohrte Treppe glänzte wie Honig. Sie stützten sich an der Mauer und setzten vorsichtig Fuß um Fuß im quälenden Gefühl, das

geringste Knarren der Stufen könnte plötzlich ein Alarmsignal auslösen.

Ein Stockwerk tiefer dämpfte der Teppich die Schritte. Sie konnten freier und rascher vorankommen. Es war sehr hell. Durch die Fenster sah man bewegte Baumkronen vor dem bläulichen Himmel. Die Schatten davon tanzten an den Wänden, verformten Strukturen und Dessins, so daß auch die Mauern in Bewegung schienen wie die Wände eines Schiffes.

Die Treppe bildete einen Winkel. Takeo, der als erster in den Gang hinunter kam, blieb so jählings stehen, daß Jean-Paul gegen ihn stieß. Pek erwischte ihn noch gerade am Arm und zog ihn zurück. Sie duckten sich in eine Vertiefung und hielten den Atem an. Das Herz schlug ihnen zum Zerspringen. Hinten im Korridor drehte sich eine Tür langsam in ihren Angeln. In weißem Pyjama tauchte die kleine Mirja auf. Eine Bewegung im Halbdunkel mußte des Kindes Aufmerksamkeit erregt haben, denn es kam neugierig näher. Seine nackten Füße berührten lautlos den Teppich. Die langen blonden Haare glänzten.

Mit weit aufgerissenen Augen fixierten Takeo und seine Kameraden die Erscheinung, als wäre es ein Geist im Leichentuch. Sie waren starr vor Schrecken.

Emi beherrschte sich als erste. Sie löste sich von der Wand, ging lächelnd auf Mirja zu und legte einen Finger auf die Lippen. Die Kleine schaute sie ruhig an. Sie schien erstaunt, aber keineswegs erschrocken. Emi erinnerte sich, daß sie nur schwedisch sprach. Mit einem Blick rief sie ihren Bruder zu Hilfe.

»Hej, Mirja«, flüsterte Kazu. »Kannst du nicht schlafen?« Er kauerte nieder und legte dem Kind freundlich die Hände auf die Schultern.

»Wohin geht ihr?« fragte die Kleine und rieb sich die Augen.

Ihre helle Stimme hallte durch die Stille. Jean-Paul und Pek winkten heftig mit den Armen, sie möge still sein. Kazu strich

sehr ruhig über des Kindes Haare.

»Sprich nicht so laut. Du weckst sonst deinen Papa. Du mußt zurück in dein Bettchen. Es ist sehr spät, weißt du.«

»Mag nicht schlafen«, zwängte Mirja.

Die andern umstanden sie. Eine absurde Situation! »Das kommt manchmal vor, daß sie nachts im Hause umher spaziert«, hatte Nilsson gesagt. Unmöglich, das Kind mit harten Worten und Drohungen ins Zimmer zurück zu schicken. Sie war imstande und schrie laut. Und das wäre eine Katastrophe!

»Und was willst du tun?« fragte Kazu mit Engelsgeduld.

»Will mit euch gehen«, sagte Mirja.

Entschlossen legte sie ihre Hand in die des jungen Mannes. Kazu stand gleichmütig auf. Widersprechen war zwecklos. Überdies war keine Zeit zu verlieren.

»Einverstanden, aber nur bis zur Küchentüre. Du hast keine Schuhe an, und draußen ist es zu kalt zum Barfußgehen.«

Diese Logik schien dem Kind zu gefallen, es nickte zustimmend. Sehr würdig stieg Kazu die Treppe hinab, Mirja an der Hand führend. Die ändern folgten. Trotz ihrer Angst, begann ihr Sinn für das Komische wieder die Oberhand zu gewinnen. Pek stolperte auf der Treppe, während Jean-Paul ihn vorwärtsstieß. Tina schaute zu Takeo hin. Sein Gesicht war düster und verängstigt, er kaute an den Fingernägeln.

Die Türe zur Küche war angelehnt. Man trat in einen schmalen, sehr hohen Raum, dessen ultramoderne Einrichtung die anspruchsvollste Hausfrau mit Stolz erfüllt hätte. Glänzende schwarze und weiße Fliesen bildeten schachbrettartig den Fußboden. Eine zweite Tür führte in den Garten auf der Rückseite des Hauses. Vorsichtig drückte Takeo auf die Klinke und winkte die anderen herbei. Mirja zerrte Kazu energisch an der Hand.

»Ich habe Durst«, jammerte sie.

Die Lage wurde grotesk. Kazu öffnete resigniert den riesigen Kühlschrank und entdeckte eine halbvolle Flasche Karottensaft. Aus einem Schrank nahm er ein Glas, füllte es mit Saft und reichte es dem Mädchen. Mirja trank in einem Zug. Sie war noch ganz warm vom Schlaf.

»So«, sagte Kazu, »und jetzt gehst du wieder schlafen, nicht wahr?«

Die Kleine schüttelte den Kopf, ohne sich von der Stelle zu rühren. Ihre wäßrig grünen Pupillen glänzten im Halbdunkel. Offensichtlich hatte sie keine Lust zu gehorchen.

»Ich werde mich um das Kind kümmern«, sagte Takeo. »Geht jetzt!«

»Nicht ohne dich«, entgegnete Kazu entschlossen.

Takeo fuhr zusammen, als hätte man ihn geohrfeigt. Sein Blick irrte umher. »Ich kann nicht...«

»Du bist frei«, warf Emi wütend dazwischen. »Du brauchst nur durch diese Türe zu treten, und du bist draußen. Wenn du hier bleiben willst, ist es deine Sache. Ich hoffe, deine Zusammenarbeit mit Nilsson wird sich als fruchtbar erweisen!«

Sie fühlte sich krank vor Enttäuschung. Was sie von Takeo zu wissen glaubte, war bloß ein trügerisches Gerüst, basierend auf Gerede, unbestimmten Vermutungen und einem zerrissenen Briefumschlag aus einem Papierkorb. Wie hätte sie die Wahrheit erkennen können, nachdem sie ihn nur im Drogenrausch oder in unbegreiflicher Hörigkeit gesehen hatte? Was er sagte, war bedeutungslos; er sprach ja nicht, er stammelte nur. Und doch.. eine Idee blitzte in ihr auf. Aber sie schien so verwegen, so absurd, daß Emi sich sogar weigerte, weiterzudenken.

»Ich bitte euch«, flüsterte Takeo. »Laßt mich! Ihr könnt das nicht verstehen!«

Er schaute dabei die andern an, die schwiegen, und wiederholte mit verzweifelter Beharrlichkeit:

»Geht! Geht weg!«

Ein Geräusch auf der Treppe. Tina hatte den Eindruck, alles Blut ziehe sich aus ihrem Gesicht zurück. Sie stieß einen leisen Schrei aus:

»Paßt auf!«

In der Eingangshalle gingen die Lichter an.

Die Küchentüre wurde aufgerissen, und die Neonröhren flammten auf. Vom blendenden Licht umgeben, standen John und Bill im Pyjama auf der Schwelle. Bill hielt Nilssons Jagdgewehr, den Finger am Abzug.

Einen Moment lang schwiegen alle. Dann ging ein spöttisches Lächeln über Johns gebräuntes Gesicht.

»Axel hat den Fehler, daß er zu fest schläft. Ich, wie ihr seht, erwache vom geringsten Lärm.«

Er bemerkte Mirja, deren Mund noch mit Karottensaft verschmiert war. Sein Lächeln erlosch. »Ihr wolltet die Kleine als Geisel mitnehmen!« sagte er in schneidendem Ton.

Vor Verblüffung fand keiner eine Antwort. Kazu hatte nur ein verächtliches Achselzucken. Dann rief Jean-Paul empört:

»Soll das ein Scherz sein?«

Bill hob sein Gewehr.

»Komm hierher, Takeo!«

Mit starren Augen machte Takeo eine Bewegung.

»Bill, einen guten Rat: Legen Sie das Gewehr weg«, sagte Kazu, völlig ruhig. »Es könnte ein Unglück geben. Man weiß nie, bei diesen Dingen...«

Hinter seinen dunklen Brillengläsern blitzten Bills Augen wie zwei schneidende Klingen.

»Keine Sorge! Bei uns lernt man frühzeitig mit so etwas umzugehen...«

»Tu, was man dir sagt, Takeo!« befahl John kurz.



Takeo rührte sich nicht. Mit zwei Schritten war John bei ihm und packte seinen Arm. Ganz unerwartet stieß ihn Takeo zurück. Kazu trat dazwischen.

»Es genügt jetzt! Solange der Wirrkopf sein Gewehr nicht hinlegt, kommen wir nicht weiter.«

Alles Weitere ging sehr schnell. Später, während der Untersuchungen, waren weder Tina noch die anderen imstande zu verstehen, was eigentlich passiert war. Ein Geräusch schneller Schritte. Von Axel gefolgt, kam Nilsson die Treppe herunter. Mirja lief um den Küchentisch herum und stürzte ihm entgegen. Im Augenblick, als der Schuß krachte, warf sich Takeo vor sie hin.

Ein dumpfer Knall. Takeo war über Mirja zusammengebrochen und hatte sie mitgerissen. Behend wie ein Kätzchen stand das Kind auf, rannte zwischen allen hindurch und flüchtete sich schluchzend in die Arme ihres Vaters. Wortlos drückte Nilsson sie an sich.

Bill starrte auf das Gewehr. (Später versicherte er dann, der Schuß sei von selbst losgegangen; er behauptete, nicht gewußt zu haben, daß die Waffe geladen war, und vermutlich sagte er sogar die Wahrheit.)

Takeo lag am Boden zusammengekrümmt und rührte sich nicht. Etwas Blut rann aus seinen Haaren.

## **25. Kapitel**

Um elf Uhr morgens war im riesigen Zentralbahnhof von Stockholm das übliche Wochenendgedränge. Die Busse und die Metro spien eine Flut von Reisenden aus, die zu den Schaltern und den Bahnsteigen eilten. Neben den hochgewachsenen blonden Schweden fielen die dunkleren Gastarbeiter auf, die sich geschäftig um ihre verschnürten Kartonkoffer gruppierten.

Landstreicher saßen auf den Bänken und leerten ihre unvermeidlichen Bierbüchsen, die sie nachher irgendwo auf den Boden warfen. Junge Leute in Jeans und mit Rucksack standen Schlange bei der Wechselstube und beim Informationsdienst.

Drei Japaner stiegen aus einem Taxi. Sie gingen durch den Haupteingang und besprachen sich leise einen Augenblick lang. Dann blieben zwei von ihnen bei einem Zeitungskiosk stehen, während der dritte allein zur automatischen Gepäckaufbewahrung ging. Er war groß gewachsen, hatte ein volles glattes Gesicht. Dunkle Brillengläser in Goldfassung verbargen seine Augen. In der Hand trug er ein schwarzes Aktenköfferchen.

Bei den Schließfächern für Handgepäck suchte er nach einer bestimmten Nummer. Als er sie gefunden hatte, stellte er das Köfferchen ins Fach und nahm aus der Tasche einige Münzen, doch kam er nicht dazu, sie einzuwerfen. Ein junges Mädchen mit dichter schwarzer Ponyfranse trat auf ihn zu und grüßte in japanischer Art mit einer leichten Beugung des Oberkörpers.

»Herr Suzuki?«

Der Mann fuhr zusammen. Instinktiv schloß sich seine Hand wieder um den Griff des Köfferchens und zog es aus dem Fach heraus.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie?« fragte er.

»Mein Name ist Emi Tanaka. Ich bin Korrespondentin der ›Asahi‹.« Als Suzuki zurückwich, fügte sie lebhaft hinzu: »Beruhigen Sie sich. Meine Zeitung weiß nicht, daß ich Sie treffe.«

»Wer hat Ihnen mitgeteilt, daß ich hier bin?« fragte er.

»Ihr Sohn Takeosan.«

»Sie haben Takeo gesehen? Wo ist er?«

Und da Emi schwieg, wiederholte er noch deutlicher:

»Wo ist mein Sohn? Sprechen Sie! Ich verlange eine

Anwort.«

Emi senkte den Kopf. Fast tonlos sagte sie:

»Takeo starb heute nacht im Spital.«

Suzuki atmete tief. Seine Finger öffneten sich, und der Koffer fiel zu Boden. Emi bückte sich und hob ihn auf. Suzukis Stirn bedeckte sich mit Schweiß. Er nahm ein weißes, sorgsam gefaltetes Taschentuch und trocknete sich das Gesicht.

Der riesige Kronleuchter mit den milchigen Glasarmen, der die Halle im Hotel Amaranten mit gedämpftem Licht erfüllte, kam Tina vor wie ein an der Decke aufgehängter Polyp. Sie und die vier anderen folgten Suzuki und seinen Begleitern zum Aufzug. Leise schlossen sich die Schiebetüren. Alle schwiegen. Die Spiegelwände reflektierten ihre gespannten Gesichter, und gequält schauten alle zu Boden. Suzuki trocknete sich die Stirn. Das Appartement befand sich im fünften Stock: ein Salon und ein Schlafzimmer, luxuriös möbliert. Suzuki stellte den Aktenkoffer auf einen Tisch und sagte etwas zu seinen Begleitern. Mit einer Verbeugung gingen beide hinaus. Suzuki lud die jungen Leute ein, sich zu setzen. Er selber nahm mit dem Rücken zum Fenster Platz. Im Gegenlicht waren seine Züge nur undeutlich zu erkennen. Er trug noch immer seine dunkle Brille. Zu Kazu und Emi gewandt, sagte er auf japanisch:

»Sprechen Sie jetzt!«

Tina, Pek und Jean-Paul schauten still auf den Teppich. Sie kannten die Geschichte, die Takeo ihnen mühsam noch gebeichtet hatte, bevor er in den Operationssaal kam, wo man die Kugel aus seiner Lunge herausholte: ein Eingriff, der leider nutzlos war; der Junge starb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Begonnen hatte es vor mehreren Jahren, genau in dem Moment, als Takeo erkannte, daß die von seinem Vater geleitete Fabrik die Verantwortung trug für die seltsame Epidemie, die sich unter den Fischern der Region ausbreitete. Damals war

Takeo erst siebzehnjährig. Zu Hause sprach man zwar nie von diesen Dingen, aber er hatte die Zeitung gelesen, hatte Fotografien der Opfer gesehen. Einige Leute waren auf fürchterliche Art gestorben, andere konnten sich nicht rühren und mußten monatelang künstlich ernährt werden. Frauen hatten gelähmte oder verkrüppelte Kinder zur Welt gebracht.

Takeo faßte den Entschluß, der sein ganzes Leben umwälzte. Ohne daß jemand davon wußte, begab er sich in das Dorf, wo sich - wie man ihm gesagt hatte - die meisten Kranken befanden. Verstört, fast nicht wieder zu erkennen, kehrte er zurück. Von diesem Tage an war auch sein Charakter verändert. War er früher sanft und schüchtern gewesen, so wurde er jetzt geradezu ungesellig und aggressiv. Im Gymnasium gingen seine Noten zurück. Der Psychiater erklärte, er habe einen Schock erlitten, den er aber nicht zu erklären wußte - denn Takeo weigerte sich zu sprechen -, und er brauche Ruhe. Der Junge kam für einige Monate in ein Erholungsheim und kam dann scheinbar geheilt zurück, so daß er seine Examen ablegen und an die Universität gehen konnte.

Wie die meisten Studenten arbeitete auch Takeo neben dem Studium; eine Zeitlang war er als Krankenpfleger in einem Spital. Er hatte ein Zimmer in Tokio genommen und kehrte nur selten nach Hause zurück. Die Beziehung zu seinen Eltern und seinem größeren Bruder war auf Höflichkeit beschränkt. Der einzige Mensch, für den er Zuneigung empfand, war seine Schwester Hanae. Sie dachte wie er und glich ihm auch äußerlich so sehr, daß man sie oft für Zwillinge hielt. Unter ihrer Sanftheit litt sie an den gleichen Ängsten, der gleichen Empörung. Ihre Heirat war für Takeo ein Schlag: seine einzige Verbündete verließ ihn. Er fühlte sich gedemütigt und verraten. Wie konnte sie daran denken, ein Heim zu gründen, solange die vergifteten Abfälle der Suzuki-Werke die Zahl der Kranken täglich vermehrten?

Inzwischen hatte das schreckliche Los der Opfer die

Öffentlichkeit alarmiert. Es kam zu einem Prozeß gegen die Fabrikdirektion, die sich aber weigerte, die Verantwortung anzuerkennen.

In einer schrecklichen Diskussion trat Takeo seinem Vater entgegen, er war am Ende mit seinen Nerven, und es kam zum endgültigen Bruch. Der Junge gab sein Studium auf und reiste mit dem Geld, das er sich während seiner Spitalarbeit gespart hatte, nach Europa.

Dort hieß es, sich durchzuschlagen. Takeo arbeitete zuerst in einer Eiscreme-Fabrik in München. Dann fuhr er nach Zürich und bekam den Job im ›Katzenfisch‹.

Dort begegnete er John Graham und Bill Desmond, zwei verwöhnten jungen Amerikanern. John war seinen Eltern nach Genf gefolgt, wo sein Vater Diplomat bei der UNO war. Sein Freund Bill war ihm nachgereist.

»To have fun«, sich amüsieren, war vorläufig ihr einziges Ziel. Gelangweilt reisten sie durch Europa. Irgendwann hatten sie mit dem Drogenumsatz begonnen: das brachte Geld und Nervenkitzel. Sie hatten beides nötig: Papas Bankkonto stand nicht mehr so offen wie früher. Die beiden sollten endlich mal was Vernünftiges leisten, hieß es in den Familien; aber John und Bill waren anderer Meinung: Wozu sich abrackern, wenn man sich mit etwas Geschicklichkeit angenehm durchs Leben schlagen konnte?

Karin Tobler, die Besitzerin des ›Katzenfisches‹, wußte, daß John der Neffe Harald Nilssons war. Sie hatte den Schweden vor Jahren kennengelernt, als er in der Zürcher Altstadt nach Antiquitäten herumstöberte. Sie wußte ebenfalls, daß John und Bill im ›Katzenfisch‹ mit Rauschgift handelten, aber sie duldete es: Schließlich brachte das Kunden ein! Später, beim Polizeiverhör, leugnete sie, die beiden Amerikaner gekannt zu haben.

Takeo wußte selbst nicht, warum er mit John und Bill

Freundschaft geschlossen hatte. Vielleicht beeindruckte ihn ihre Sorglosigkeit. Das Ausschlaggebende war, daß John und Bill ihm Hasch und später Marihuana lieferten. Takeo entdeckte die trügerische Beruhigung der Drogen. Seine Phantasie belebte sich fieberhaft. Er gab sich den verrücktesten Träumen hin, sprach davon, ein neues »Woodstock« mit Protestsongs aus aller Welt zu organisieren, um den Erlös den Opfern der Meervergiftung in Japan zur Verfügung zu stellen. John und Bill hörten ihm zu und lachten.

»Menschenskind«, hatte ihm Bill einmal gesagt, »das kannst du doch viel einfacher haben!«

Er erzählte ihm von einem Fall, der kürzlich in den Staaten passiert war: Ein junger Mann hatte seine eigene Entführung simuliert, um von seiner Familie Lösegeld einzukassieren.

»50000 Dollar auf einen Schlag!« hatte John grinsend hinzugefügt. »So etwas solltest du auch einmal versuchen.«

Takeo hatte nichts erwidert, aber die Idee saß. Unter dem ständigen Einfluß der Drogen schien alles leicht und problemlos. 50000 Dollar, warum nicht? Seinem Vater bliebe nichts anderes übrig, als zu zahlen. Das Geld würde er dann anonym dem betroffenen Fischerdorf für den Bau eines Krankenhauses zukommen lassen. So konnte er die Schuld, die sich seine Familie aufgeladen hatte, zu einem Teil wiedergutmachen.

Er bat John und Bill, ihm zu helfen. Die beiden Amerikaner verstanden Takeos tiefere Gründe nicht: sie glaubten, er wolle sich an seinem Vater rächen, und das machte ihnen Spaß. Außerdem war Geld in Aussicht...

»Okay«, hatten sie gesagt, »wir machen mit. Aber dann bleiben dir nur noch 25000 Dollar. Einverstanden?«

Takeo hatte eingewilligt. Er brauchte Helfer. Sie begannen, ihren Plan in allen Einzelheiten vorzubereiten..

Zu jener Zeit wollte es der Zufall, daß Nilsson, auf Geschäftsreise, nach Genf kam, um seine Schwester zu

besuchen. John und Bill weihten ihn in ihre Pläne ein. Nilsson, das wußten sie, war undurchsichtige Geschäfte gewohnt, und sie brauchten seine Hilfe. Es war nicht Nilssons Art, sich mit Skrupeln abzulagen, aber dies ging zu weit: Er forderte sie auf, sofort Schluß mit diesem Unsinn zu machen. Darauf beichtete John kleinlaut, daß der Brief mit der Lösegeldforderung schon zwei Tage vorher, via Madrid, nach Japan abgeschickt worden sei. Um alle Spuren endgültig zu verwischen, sollte das Lösegeld in Stockholm abgeliefert werden. Vielleicht wäre er, Onkel Harald, bereit, ihnen zu helfen..

Nilsson vergaß sein schwedisches Phlegma. Er tobte vor Zorn. Dann gewann sein Geschäftssinn die Oberhand. Er überdachte kaltblütig die Situation. Es gab eine Chance zu hundert, daß der Coup gelang. Diese Chance mußte man ausnutzen. Er fuhr nach Zürich, um alles mit Takeo durchzusprechen. Anscheinend war der Eindruck, den ihm der krankhaft nervöse junge Japaner machte, nicht sehr günstig, denn John und Bill erhielten den Befehl, ihn nicht aus den Augen zu lassen.

Einige Tage später wurden John und Bill im ›Katzenfisch‹ von der Polizei beim Drogenhandel erwischt.

Festnahme. Verhör. Als Komplizin verdächtig, mußte Karin Tobler ihr Lokal schließen.

Takeo bekam Angst. Plötzlich ernüchtert, sah er das Getriebe, in das er hineingeraten war. Als John und Bill dank dem Einfluß ihrer Eltern auf Kaution freigelassen wurden, drohte ihnen Takeo, seinem Vater telefonisch die Wahrheit zu beichten. Das war der Gipfel! John und Bill nannten Takeo einen Feigling, einen Verräter.

»Wenn du nicht imstande bist, das Maul zu halten, wirst du sehen, was dir passiert!«

Sie verpaßten ihm eine Tracht Prügel als »Warnung«. Was nun? Würde Takeo dichthalten? In ihrer Beklemmung

telefonierten sie mit Nilsson, der nach Schweden zurückgekehrt war. Nilsson befahl, Takeo nach Stockholm zu bringen.

Zu dieser Zeit begannen Jean-Paul, Emi und Tina ihre Nachforschungen im ›Katzenfisch‹ und suchten Takeo auf. Der junge Japaner fand nicht den Mut, Emi um Hilfe zu bitten.

Am gleichen Abend erschienen John und Bill.

»Hier ist ein Flugschein nach Stockholm. Los, pack deine Sachen und komm!«

Es gab kein Ausweichen mehr! Takeo mußte sich fügen. Als sie das Zimmer verließen, sah er, wie John einen Umschlag mit Nilssons Adresse zerriß und in den Papierkorb warf.

Unter dem Vorwand, zur Toilette zu gehen, gelang es ihm, in Kloten eine Telefonkabine zu erreichen und Emi anzurufen. Doch er kam nicht mehr zum Sprechen. Bill, der ihm gefolgt war, riß ihm den Hörer aus der Hand...

Unter starker Drogeneinwirkung wurde Takeo in Stockholm auf die »Dalarna« gebracht. Der Verfallstag für das Lösegeld nahte. Nilsson mußte vorsichtig sein. Das Auftauchen der beiden Journalistinnen hatte sein Mißtrauen erweckt.

Aus seiner Apathie erwacht und von Gewissensbissen geplagt, hatte Takeo in dieser letzten Nacht den Schlüssel zum Bodenraum entwendet. Ohne das Dazwischentreten Johns und Bills wäre es den andern vielleicht gelungen, ihn zur Flucht zu überreden. Aber was dann? So oder so gab es für Takeo keinen Ausweg mehr, und er wußte es...

Warum hatte Bill geschossen? Aus Nervosität oder Unvorsichtigkeit? Hätte Mirja sich nicht bewegt, wäre vermutlich nichts passiert. Takeos blitzschnelle Reaktion rettete dem Kind das Leben. Vielleicht war es für ihn der einzige Ausweg aus seiner hoffnungslosen Situation. Seine letzten Worte waren die Bitte, sein Vater möge das Geld den Opfern der Meervergiftung zukommen lassen und den Plan zu einem neuen Verfahren finanzieren, wonach die Quecksilber-Abfälle



nicht mehr ins Meer gelangen würden.

Die Polizei? - Nilsson hatte sie sofort benachrichtigt. Zwei schwedische Sicherheitsinspektoren waren gekommen. Keinen Moment lang war die Rede von Entführung und Lösegeld. Einmal mehr wußte Nilsson die Situation zu nutzen. Wer von seinen Gegnern hätte die Wahrheit bekanntgeben können, ohne Takeo zu kompromittieren? Die Anwesenheit von Journalisten bei ihm ließ sich leicht erklären: sie kamen aus der Schweiz für ein Interview. Nilsson hatte sie gastfreundlich aufgenommen. Er hatte ja ein großes Haus, nicht wahr? Und viel Platz. Hotels sind so teuer in Stockholm!

Es war dumm zugegangen; ein Unglücksfall unter jungen Leuten. Bill wußte nicht, daß das Gewehr geladen war. Er hatte damit spielen wollen, »ihnen Angst machen«, wie er sagte. Sicher, er, Nilsson, hatte den großen Fehler begangen, sein Jagdgewehr herumliegen zu lassen, wo doch jetzt nicht einmal Jagdzeit war. Sein Leben lang werde ihn das Gewissen plagen wegen dieser unverzeihlichen Nachlässigkeit. Die Inspektoren stellten Fragen und kritzelten in ihre Notizbücher. Zwei Polizisten vermaßen den Küchenboden. Die Blutspuren hatte man gewegewaschen.

Es werde natürlich eine Untersuchung geben, aber es war nicht nötig, daß in dieser Nacht noch jemand mit aufs Kommissariat komme. - Ein wenig Kaffee? Die Inspektoren akzeptierten gerne. Axel, frisch rasiert, servierte ihn im Salon. Es gab sogar Toasts. Bill lehnte die Tasse ab, die man ihm anbot. Zähneklappernd war er in einen Sessel gesunken. In der Fensterecke lag Mirja auf einem Sofa und schlief, das Gesicht in den Haaren vergraben. Um sie nicht zu wecken, hatte Nilsson sie in ein weiches Fransentuch gehüllt.

Die andern tranken schweigend ihren Kaffee. Emi knabberte an einem Toast. Durch die Fenster sah man den Tag anbrechen. Tina schaute in den Garten hinaus. Auf dem Rasen lag Nebel, aber der Himmel war klar.

Suzuki war aufgestanden. Er drehte ihnen den Rücken und schaute hinaus. Wie überall in Stockholm war auch hier ein Bauplatz. Das Metallgerippe eines Krans hob sich vom Himmel ab, und der Lärm eines Bulldozers war schwach durch die schalldämpfenden Mauern zu vernehmen.

Suzuki wandte sich ihnen zu, schaute einen nach dem anderen an und sagte auf englisch:

»Ich danke Ihnen. Sie haben getan, was Sie konnten.«

»Wir sind sehr betrübt«, sagte Jean-Paul. »Alles kam falsch heraus...«

»Es ist nicht Ihre Schuld.«

Suzuki zerknüllte sein Taschentuch.

»Welches auch immer die Gründe meines Sohnes waren, ich maße mir nicht an, ihn zu richten. Sein Tod war ehrenvoll. Ich werde seinen Willen respektieren: die ganze Summe wird den Anwälten der... der Kläger übergeben, die sie verwenden sollen, wie es ihnen gut scheint.«

Er räusperte sich.

»Was den letzten Wunsch meines Sohnes betrifft, werde ich meinem Verwaltungsrat davon Mitteilung machen. Es sind zu wichtige Interessen im Spiel, als daß ich allein darüber entscheiden könnte. Aber ich werde nach meinem Gewissen handeln.«

Wieder schwieg er. Dann wandte er sich an Emi.

»Als Vater vorerst und dann auch als Direktor unserer Gesellschaft wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie dies... diese Sache nicht publik machen wollten. Ich wünsche, daß der Ruf meines Sohnes vor der Öffentlichkeit intakt bleibt.«

Emi verneigte sich.

»Sie haben mein Versprechen.«

»Ich danke Ihnen«, sagte Suzuki steif.

Er fuhr mit dem Taschentuch über seine Stirn.

»Und jetzt wünsche ich meinen Sohn zu sehen. Hätten Sie die Freundlichkeit, mich zum Spital zu bringen?«

Sie standen alle auf, und Kazu sagte:

»Ich fahre Sie hin.«

## 26. Kapitel

Die Autobahn wand sich zwischen von Tannenwäldern bedeckten Hügeln hindurch. Die Morgensonne schimmerte zwischen den Stämmen.

Jean-Paul, auf dem Rücksitz des Fiat mit Emi und Pek zusammengedrängt, zog sein Feuerzeug heraus und zündete eine Gitane an.

»In Sachen Reportage sind eher wir unter die Lupe genommen worden. Die schwedische Polizei ist genau. Was für ein Verhör! Unser ganzer Stammbaum in ihren Akten verzeichnet. Wenn ich daran denke, bekomme ich Gänsehaut!«

»Auf jeden Fall«, sagte Emi mit düsterer Befriedigung, »wird Bill diesmal seine Rechnung zahlen müssen. Fahrlässige Tötung, sein Fall ist klar.«

»Ich finde es unschön, wie Nilsson sich aus dem Spiel ziehen konnte«, sagte Pek. Mit Grimassen imitierte er den Tonfall des Schweden: »»Mein lieber Kommissar, begreifen Sie die Situation! Meine arme kleine Tochter hat einen Nervenschock erlitten. Im Interesse ihrer Gesundheit drängt sich sofort eine Luftveränderung auf. Ich werde also einen Monat oder zwei mit ihr reisen. Nach Spanien zum Beispiel oder auf die Kanarischen Inseln. Selbstverständlich stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung, um im Rahmen meiner bescheidenen Möglichkeiten zur raschen Beendigung der Untersuchung beizutragen...««

Die Imitation war zum Verwechseln ähnlich. Obgleich ihnen nicht darum war, konnten sie sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Ich habe es gleich gesagt: Der Kerl ist mit allen Wassern gewaschen!« bestätigte Jean-Paul. »Aber du, Emi, bringst uns schön in Schwierigkeiten.«

»Wieso ich?«

»Mit deinem Versprechen an Suzuki hast du die Reportage unseres Lebens sabotiert. Mein Chef wird glauben, ich halte ihn zum Narren!«

Emi hob die Schultern.

»Es wird dir schon etwas einfallen.«

»Ja«, brummte Jean-Paul. »Aber was die Honorare der nächsten Zeit betrifft... Reden wir nicht darüber!«

»Soll ich auch losjammern?« sagte Emi. »Meine Artikel über die japanischen Studenten in Europa sind damit auch dahin.« Sie biß sich auf die Lippen.

»Aber mir ist's egal. Soviel sind wir Takeo schuldig.«

»Du hast recht«, antwortete Jean-Paul düster. »Wir sind ihm das schuldig.«

»Er war zu sensibel«, sagte Tina. »Er hat das Unrecht nicht ertragen können und wollte auf seine Art dagegen kämpfen.«

»Ja, aber er hatte die Kraft nicht dazu«, sagte Pek. »Um sich in solch ein Abenteuer hineinzustürzen, braucht man Nerven wie Drahtseile! Sonst läßt man lieber die Finger davon.. oder man versucht es anders!«

»... und man sollte dabei Rauschgift und solche Mini-Gangster im voraus aus dem Programm streichen!« knurrte Jean-Paul.

»Ich frage mich, ob die Geschädigten das Geld auch wirklich erhalten werden«, meinte Tina.

»Ich denke ja«, antwortete Emi. »Takeos Vater ist ein Japaner

alter Schule mit Ehrgefühl. Aber was nützen die paar Dollar? Die Fabrik wird weiterhin das Gift ins Meer schütten. Vergiß nicht: Es geht um Industrieproduktion und Nationalprestige. Was bedeutet es schon, wenn Fische und Vögel sterben und die Natur geschädigt wird? Und ein paar kranke Menschen mehr oder weniger fallen auch nicht ins Gewicht...«

Sie schwiegen bedrückt.

Pek faßte sich als erster, oder zumindest tat er so. Er schaute auf seine Uhr.

»Ich hoffe, wir kommen rechtzeitig zum Flughafen. Wenn ein anderer am Steuer ist, werde ich nervös.«

»Das macht auch mich nervös, darum fahre ich ja«, erklärte Kazu. »Regt euch nicht auf, wir sind in einigen Minuten dort.«

Tina schaute ihn von der Seite an.

»Wann kommt ihr in die Schweiz?«

»In vier oder fünf Tagen.« Kazu überholte eine Wagenkolonne. »Pek muß bei einer Hamburger Foto-Agentur seine Bilder zeigen und wenn möglich einen Vorschuß nehmen. Wir sind total abgebrannt, vergiß das nicht.«

»... zu Hotdogs und Spaghetti ohne Tomatensauce.«

»Verdammt«, ergänzte Pek mit Grabesstimme und legte den Arm um Emis Schulter. Emi betrachtete ihn nachdenklich und kaute an ihrer Unterlippe. Sie schwieg. Sie erreichten das Flughafengelände. Ein Jet glitt in geringer Höhe vorbei und glänzte in der Sonne. Alle Parkplätze vor dem Gebäude waren besetzt. Kazu stellte den Fiat keck zwischen zwei Autobusse direkt vor dem Eingang. Die Burschen halfen den Mädchen mit dem Gepäck. Jean-Paul warf den Riemen seines Aufnahmegeräts über die Schulter.

»Sendung verfehlt oder nicht, ich bin froh heimzukehren. Der arme Moliere wird auf drei Pfoten hüpfen und mich mit Ungeduld erwarten.«

»Wenn meine Mutter ihn füttert, ist er sicher dick und fett geworden«, lachte Tina. »Sie gibt immer zu viel Sauce ans Hundefutter. Alexander liebt das, aber für die Linie ist es verhängnisvoll!«

Pek und Emi traten in die Halle. Die Leute stießen sie an und traten ihnen auf die Füße, aber sie sahen aus, als wären sie allein auf der Welt. Kazu nahm Tinas Koffer, schob seine Brille auf die Stirn und schaute das Mädchen lächelnd an.

»Also... gute Reise!«

»Seid vorsichtig mit dem Wagen!« mahnte Tina.

»Keine Gefahr, solange ich am Steuer bin«, sagte Kazu unbekümmert.

Die gedämpfte Stimme der Hosteß kündete auf schwedisch den Abflug der nächsten Maschine nach Madrid an. Jean-Paul wühlte geschäftig in den Taschen seiner Jeans.

»Ich will mein schwedisches Geld loswerden. Interessiert euch Pfefferminzschokolade?«

»Ein Paket ›Kent‹ für mich, bitte!« rief Emi.

Kazu und Tina schauten einander an. Seine Augen waren nicht braun wie diejenigen von Emi, sondern ganz schwarz. Seltsame Augen, ernst und spöttisch zugleich. Tina wurde ganz merkwürdig zumute, wenn sie sie anschaute.

Jean-Paul kam wieder mit der Schokolade und den Zigaretten. Er klopfte Pek, der Emi etwas ins Ohr flüsterte, auf die Schulter.

»Du! Laß sie jetzt abreisen. Ihr könnt an einem andern Tag weitermachen!«

Mit ihren Pässen in der Hand traten sie nacheinander in die Reihe vor dem Zollschalter. Pek und Kazu standen mitten in der Halle und folgten ihnen mit den Augen.

Pek tanzte von einem Fuß auf den anderen und gestikulierte. Wie gewöhnlich bewegte sich Kazu kaum. Er hob nur die Hand zu einem Abschiedsgruß. Tina lächelte ihm zu. Emis spitzer

Ellbogen traf sie in die Seite.

»Wie du doch in den Wolken sein kannst! Kommst du oder nicht?«

»Ich komme!«

Tina streckte dem blonden Beamten in der Uniform der SAS ihren Paß hin; er sagte »Hej, tak!« und drückte einen Stempel hinein.

Das Flugzeug sollte in zehn Minuten starten. Das Abenteuer war vorbei. Ein neues konnte beginnen.